SCHALOM

ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

NOVEMBER 2023
NR. 93

Das Treppenhaus des Dorstener Jüdischen Museums konnte nun endlich etwas einladender gestaltet werden. Auch hier ermuntern wir dazu, uns IHRE Fragen zu stellen. Finden Sie alle Gesichter in unserer Ausstellung wieder?

3
AUS DEN JÜDISCHEN GEMEINDEN

4
RIAS NRW

7
AUSSTELLUNGS-VORSCHAU

14
UNSERE SAMMLUNGS-DATENBANK

21
PORTRAIT NORBERT WOLLHEIM

25
»MOIN, MENTSCH« IN RENDSBURG

UND MEHR...

מוזיאון יהודי וסטפליה
Jüdisches Museum Westfalen

Editorial

Eigentlich…

… hatte ich dieses Editorial längst geschrieben. Ich schrieb darüber, dass es in Israel in diesem Jahr doch einiges zu feiern gäbe: Das 75-jährige Bestehen eines demokratischen Staates, der Juden*Jüdinnen aus aller Welt Zuflucht bietet. Dessen technologische Startups ebenso weltbekannt sind wie seine Pride Parade oder seine Kompetenzen im Ressourcen- und Gesundheitsmanagement.

Ich schrieb, dass es vielen Israelis trotzdem nicht nach Feiern zumute sei, angesichts des Angriffs auf die Demokratie durch die Regierung Benjamin Netanjahus. Ich wies auf den lautstarken Protest oppositioneller Kräfte gegen die geplante Justizreform hin und dass die Gegensätze zwischen den liberalen und den konservativen Kreisen die Gesellschaft scheinbar auseinanderzubrechen drohten.

Und ich schrieb, dass bei allen inner-jüdischen Differenzen der Konflikt zwischen Israel und Palästina und die Aussicht auf seine Lösung nicht vergessen werden dürften. Mein Text wurde von der Wirklichkeit geradezu überrannt: Mit dem Terrorangriff der Hamas gegen israelische Zivilist*innen am 7. Oktober wurde ein Krieg angezettelt, der die Hoffnung auf Frieden auf absehbare Zeit zunichtemacht.

WAS BLEIBT UNS AUS DER FERNE DAZU ZU SAGEN?

Zum einen, dass wir zu Israel stehen, das seit seiner Gründung verfolgten Juden*Jüdinnen aus Europa und der Welt Schutz gewährt. Im Frühling feierte unser Museum das 75-jährige Jubiläum des Staates mit einem Tag der offenen Tür. Zweitens, dass wir uns mit den Opfern in Israel und ihren Angehörigen in Deutschland solidarisieren.

Drittens, dass wir trotz allem unsere langfristigen Hoffnungen auf die friedlichen demokratischen Kräfte auf beiden Seiten setzen. Zwei Veranstaltungen des Museums im zweiten Halbjahr 2023 (Seite 16) fokussieren auf partnerschaftliche jüdisch-palästinensische Initiativen in Israel und sollen auch ein wenig Optimismus verbreiten, angesichts einer hoffnungslos erscheinenden Situation.

Doch vielleicht am wichtigsten für unsere tägliche Arbeit: dass wir hier in Deutschland immer wieder deutlich »Nein« sagen, wenn sich Antisemitismus, Hass und Ausgrenzung von links und von rechts breitmachen: in Kommunen, in Landtagen, in Schulen, in der Familie, und im Verein. Wehren wir uns als Individuen und als Museum dagegen und setzen wir uns ein für Respekt, Menschlichkeit und Dialog.

Kathrin Pieren

Israeltag im Jüdischen Museum, 2007

Impressum

Herausgeber: Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten

Redaktion: Sebastian Braun, Vanessa Eisenhardt, Mareike Fiedler, Anja Mausbach, Dr. Kathrin Pieren, Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Christina Schröder

Anschrift: Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de

Email: info@jmw-dorsten.de

Erscheinungsweise: Zweimal jährlich im Eigenverlag

Layout: Agentur 31M, Essen

Satz: Dr. Pascal Dietrich, Aachen

Förderer: »Schalom« wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund.

Vertrieb: Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen.

Datenschutz: Mitglieder des Vereins für jüdische Geschichte und Religion erhalten diese Informationen im Rahmen ihrer Mitgliedschaft. Wie für die Abonnent/innen gelten hier die Datenschutzregelungen des Vereins, die alle Rechte der Auskunft, des Widerspruchs, der Löschung und Beschwerde umfassen. Vgl.: www.jmw-dorsten.de/datenschutz

Aus den jüdischen Gemeinden

LANDESVERBAND WESTFALEN-LIPPE

Die Delegierten der westfälischen und lippischen Gemeinden haben auf ihrer Verbandsversammlung im Mai 2023 Gremien und Ämter neu besetzt. Der dreiköpfige ehrenamtliche Vorstand, zusammengesetzt aus Zwi Rappoport (Vorsitzender), Grigorij Rabinovich (stellvertr. Vorsitzender) und Sharon Fehr, wurde einstimmig im Amt bestätigt. Außerdem wurden Vertreter*innen für die Gremien des Zentralrats der Juden sowie eine Finanzprüfungskommission gewählt. Der Vorstand wird nicht nur durch den Geschäftsführer Alexander Sperling, sondern zudem durch eine Geschäftsführungs-Assistenz unterstützt.

DORTMUND

Nicht nur Religion und soziale Themen haben ihren Platz in den Gemeinden, auch Überraschendes: In der Dortmunder Gemeinde wurde im Frühjahr ein »Jewish Jazz«-Festival veranstaltet, relativ spontan angeregt vom Ehrenvorsitzenden der Gemeinde Wolfgang Polak. Die Resonanz war so ermutigend, dass Fortsetzungen folgen sollen – in den nächsten Jahren und auch in anderen Gemeinden.

BIELEFELD

Die Jüdische Gemeinde Bielefeld hat im Herbst dieses Jahres bereits zum dritten Mal lokale »Jüdische Kulturtage« durchgeführt. Ein umfangreiches Veranstaltungsangebot im September und Oktober umfasste Konzerte, Ausstellungen, Vorträge, Film, Stadtrundgänge, Lesungen mit prominenten Autor*innen. Neben der Gemeinde wirkte eine Vielzahl von Akteuren – VHS, Vereine, Stadtmuseum, Kirchen – daran mit. Im Zentrum stand die Ausstellung »Unvollendete Leben« der Bente-Kahan Stiftung, in der 19 jüdische Kulturschaffende porträtiert werden, die aufgrund ihrer Herkunft von den Nationalsozialisten gefangen genommen und ermordet worden sind.

RECKLINGHAUSEN (1)

Die jüdische Kultusgemeinde Recklinghausen hat im Frühjahr einen Freundeskreis etabliert. Die erfreulich große Unterstützung für die Beschaffung einer neuen Tora-Rolle aus der Recklinghäuser Stadtgesellschaft und aus der Region wurde zum Anlass für die Neugründung genommen. Der Verein will in der Öffentlichkeit und mit Veranstaltungen das interreligiöse Kennenlernen fördern; zum Vorsitzenden wurde der ehemalige Landrat Jochen Welt gewählt.

RECKLINGHAUSEN (2)

Am 1. August hat die Jüdische Gemeinde Recklinghausen das 1921 errichtete und nun frisch renovierte Denkmal für die jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkriegs aus der Recklinghäuser Gemeinde feierlich neu eröffnen können; der Obelisk nennt die Namen der 13 damals gefallenen Gemeindemitglieder. In einer würdigen Feier – u.a. mit dem Militär-Bundesrabbiner Zsolt Balla und dem Gemeindechor – wurde an den jüdischen Patriotismus und den um Anerkennung ringenden Kriegseinsatz der Jahre 1914–1918 erinnert.

DÜSSELDORF

Die FDP-Bundestagsabgeordnete Dr. Marie-Agnes Strack-Zimmermann wurde am 26. Oktober 2023 die Josef-Neuberger-Medaille 2023 der Jüdischen Gemeinde in der Düsseldorfer Synagoge entgegennehmen. Die Ehrung gilt ihrem kontinuierlichen Engagement für die jüdische Gemeinschaft und gegen Antisemitismus – vor Ort und auch auf Bundesebene. Die Laudatio auf Frau Strack-Zimmermann hielt der Entertainer Hape Kerkeling.

RIAS NRW

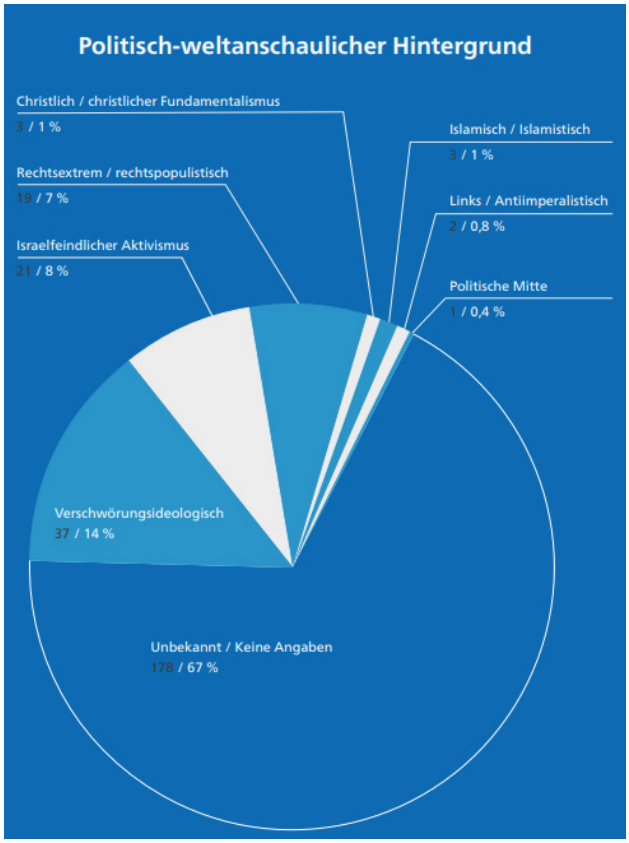
Erster Jahresbericht der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus 2022

Erstmalig hat RIAS, seit 2021 in NRW tätig, einen Jahresbericht für unser Bundesland veröffentlicht. Insgesamt erfasste die Meldestelle 264 antisemitische Vorfälle. Die detaillierte Aufschlüsselung der Vorfälle basiert auf der Grundlage der Antisemitismusdefinition der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA), dem 3-D-Test zum israelbezogenen Antisemitismus von Nathan Scharansky und einem internen, mehrstufigen Verifizierungssystem. Das bedeutet, dass nicht alle gemeldeten Vorfälle strafrechtlich relevant waren oder dementsprechend verfolgt wurden. Vielmehr gibt der Bericht Einblicke in die Motive, Tatorte, Formen der Gewalt und die unterschiedlichen Dimensionen von Antisemitismus. Neben medial sehr präsenten Angriffen, wie jener auf die Alte Synagoge Essen im März 2022 oder antisemitischer Rhetorik auf Demonstrationen, erfasst RIAS Meldungen von Privatpersonen über die eigene Website, die selbst betroffen oder Zeug*innen von Antisemitismus geworden sind. Institutionen in denen es zu antisemitischen Äußerungen, Schmierereien etc. kommt, können sich an RIAS wenden oder stehen im Austausch mit ihr.

Am häufigsten wird laut des Berichts Antisemitismus auf der Straße, in Bildungseinrichtungen, in Gedenkorten und – wenig überraschend – im Internet kommuniziert. In wenigen Fällen kam es dabei zu extremer Gewalt (Schüsse, Messerangriffe etc.). Im bundesweiten Vergleich ist die Anzahl von extremer Gewalt in NRW allerdings sehr hoch.

Die statistische Auswertung und Visualisierung der Zahlen erfolgt unter verschiedenen Aspekten wie zum Beispiel der Erscheinungsformen von Antisemitismus und des politischen-weltanschaulichen Hintergrundes:

Mit 111 Vorfällen steht der Post-Schoa-Antisemitismus an erster Stelle der Erscheinungsformen. Er äußert sich über Holocaustleugnung, dessen Relativierung oder Bagatellisierung. Mit 105 registrierten Vorfällen ist das Othering eine weit verbreitete Form der Judenfeindschaft. Juden*Jüdinnen werden als fremd bzw. als nicht zur eigenen Gruppe zugehörig verstanden. In 88 Fällen wurde israelbezogener Antisemitismus erfasst. Antisemitismus mit verschwörungsideologischem Inhalt wurde 68-mal erfasst und 20-mal Antijudaismus. In der Kategorie politisch-weltanschaulicher Hintergrund überwiegt eine unbekannte Komponente von 67%, gefolgt von verschwörungsideologischer Anschauung mit 14%. Israelfeindlicher Aktivismus ist mit 8% angegeben, rechtsextrem/rechtspopulistisch mit 7%. Islamistischer, christlicher, linksimperialistischer Antisemitismus und jener aus der Mitte der Gesellschaft liegen bei 1% oder darunter.



Die Beispiele verdeutlichen einmal mehr, wie sehr Antisemitismus in unserer Gesellschaft verankert ist und immer wieder in neuem oder alten Gewand reproduziert wird.

Zu dieser Erhebung von RIAS gibt es noch keine Vergleichsdaten. Wir erhalten aber einen expliziten Überblick darüber, wo, wie und wann Judenfeindschaft in NRW geäußert wird. Die antisemitismuskritische und präventive Bildungsarbeit kann diese Zahlen als Orientierungspunkt verwerten und entsprechende Angebote noch zielgerichteter gestalten.

Anja Mausbach

Max Mamrotski stellt sich vor

Ein Generationenwechsel in den jüdischen Gemeinden ist in vollem Gange, und manchmal geht er einher mit Strukturveränderungen. In Gelsenkirchen ist in diesem Jahr die 1. Vorsitzende Judith Neuwald-Tasbach nach 16 Jahren aus dem Amt geschieden. Ihre Nachfolgerin in diesem fordernden Ehrenamt wurde Slava Pasku, und ihr zur Seite steht neuerdings ein hauptberuflicher Geschäftsführer und kaufmännischer Leiter der Gemeinde. Er stellt sich hier vor.

Wir danken dem Autor und der Redaktion des Magazins »Jüdisches Echo Westfalen« herzlich für die Erlaubnis, dieses Selbstporträt (aus der Ausgabe Nr. 18, Mai 2023) hier nachzudrucken.

(Nong)

Mein Name ist Max Mamrotski. Ich wurde vor 28 Jahren in Dortmund geboren, meine familiären Wurzeln liegen jedoch in der Ukraine. In meiner Kindheit besuchte ich das Jugendzentrum Emuna in Dortmund und beschäftigte mich seitdem mit der jüdischen Geschichte und Religion. Nach meinen Ausbildungsseminaren in Bad Sobernheim engagierte ich mich als Jugendleiter in Jugendzentren sowie auf unterschiedlichen Machanot in Bad Sobernheim und Italien. Als Jugendzentrumsleiter der Gemeinde Gelsenkirchen konnte ich dann alle Erfahrungen und Ideen in einem sehr aktiven Umfeld mit viel Unterstützung durch den Vorstand und die Mitglieder der Gemeinde über mehrere Jahre hinweg umsetzen.

Beruflich habe ich durch meine Ausbildung zum Bankkaufmann und den mehrjährigen Einsatz in unterschiedlichen Unternehmen sehr viele Erfahrungen in Organisation und Kommunikation sammeln können. Nachdem ich meine privaten Zukunftspläne als Ehemann und junger Vater schon sehr gut umsetzen konnte, freue ich mich darauf, meinen beruflichen Weg im jüdischen Umfeld in meiner alten Wirkungsstätte in Gelsenkirchen als Leiter des kaufmännischen Bereiches fortsetzen zu können.

Ich wurde als Dortmunder in Gelsenkirchen mit offenen Armen empfangen und freue mich nun darauf, mit den Mitgliedern und speziell mit den zahlreichen aktiven Gruppen in der Gemeinde arbeiten zu dürfen. Ich habe das große Glück, dass ich mit dem amtierenden

Vorstand der Gemeinde unter der Leitung von Frau Neuwald-Tasbach, die Zukunft der Gemeinde gemeinsam gestalten und den Generationswechsel mitverantworten darf. Frau Neuwald-Tasbach hat mich bereits zur Jugendzentrumszeit sehr beeindruckt und ich bin darüber glücklich, eine so großartige Persönlichkeit zu kennen. Ich brenne darauf, die großartigen Leistungen dieser kleinen Gemeinde auch in Zukunft sicherstellen zu können.

Max Mamrotski

»… die großartigen Leistungen dieser kleinen Gemeinde auch in Zukunft sicherstellen«

Aus der LiteraturHandlung

FELIX SALTEN/ STEFAN ZWEIG

Ihre Briefe bewahre ich alle

Wallstein, Göttingen, 272 S., 30€

Felix Salten, Autor von »Bambi« und Starjournalist seiner Zeit, und Stefan Zweig, berühmter Novellist, Biograph und Chronist des Fin de Siècle: Diese beiden Weltautoren, deren Wurzeln in Wien liegen, korrespondieren über dreieinhalb Jahrzehnte: Sie diskutieren über ihr Werk, debattieren über das Zeitgeschehen, tauschen sich über Freunde und Feinde aus. Auch während des aufkommenden Nationalsozialismus versuchen sie einander beizustehen. Doch auf der Flucht und im Exil wird der Briefwechsel intensiver: Ein Viertel der 81 in diesem Band enthaltenen Korrespondenzstücke stammt aus der Zeit nach März 1938.

NIKOLAI EPPLÉE:

Die unbequeme Wahrheit. Vom Umgang mit Staatsverbrechen in Russland und anderswo

Suhrkamp, 598 S., 30€

Wie umgehen mit einer Geschichte, die von Phasen exzessiven Terrors geprägt war? Kann es eine Aufarbeitung der Vergangenheit geben, wenn als einzige Institution der Geheimdienst den Zusammenbruch der Sowjetunion überdauert hat? Nikolai Epplée umreißt in seinem fesselnden Buch die Unterdrü-

ckungsmethoden der Sowjetherrschaft von der Oktoberrevolution bis zu Stalins Tod und die anschließenden Versuche, ihre Opfer zu rehabilitieren. Eine »Versöhnung« von oben spricht die Bürger von Schuld und Verantwortung frei, während Initiativen von unten, wie die im Dezember 2021 verbotene Menschenrechtsgesellschaft Memorial, Millionen von Toten ihre Namen zurückgeben.

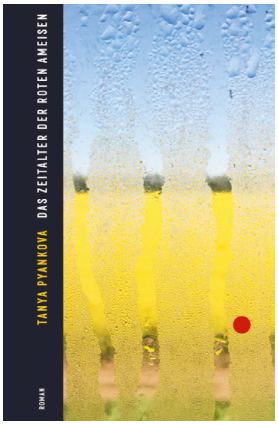
AUSSTELLUNGSKATALOG

Hände weg vom Ruhrgebiet. Die Ruhrbesetzung 1923–1925.

Ruhrmuseum Essen bis 27.8.2023, 24,95€

Die Ausstellung spannte den Bogen vom Einmarsch der Truppen im Januar 1923 bis zu den Feierlichkeiten aus Anlass des Abzugs 1925. Mit zahllosen Verordnungen und Maßnahmen griffen die Besatzungsbehörden massiv in das Leben der Menschen ein. Bei Unfällen und Übergriffen durch Besatzungssoldaten starben rund 130 Zivilisten.

Die Verweigerung der Kooperation stellte die Franzosen besonders auf dem Verkehrssektor vor erhebliche Herausforderungen. So mussten sie binnen kurzer Zeit eine Eisenbahn unter eigener Regie realisieren, was aufgrund der Komplexität des Gleissystems zu zahlreichen Unfällen und Störungen führte. Auch die französischen und belgischen Soldaten befanden sich in einer schwierigen Situation. Sie sahen sich einer überwiegend feindlich eingestellten Bevölkerung gegenüber und lebten in der Angst, Opfer von Attentaten zu werden. Der von der Ruhrindustrie und vom Reich finanzierte passive Widerstand ruinierte die deutsche Währung vollends.



TANYA PYANKOVA

Das Zeitalter der roten Ameisen

Ecco Verlag, Hamburg, 400 S., 22€

Poltawa, Ukraine, 1932: Die junge Yavdokha versucht verzweifelt, sich und ihre Familie am Leben zu halten – doch der Hunger setzt nicht nur ihren Körpern zu, sondern immer mehr Menschen in ihrer unmittelbaren Umgebung greifen zu verzweifelten, unmenschlichen Maßnahmen im Kampf um das nackte Überleben.
In drei verschiedenen Erzählstimmen erschafft Tanya Pyankova das erschreckend aktuelle Psychogramm einer Zeit und einer Nation, das relevanter nicht sein könnte: Die von der Sowjetunion regierte Ukraine erlitt eine Hungersnot, die das Leben vieler Millionen Menschen forderte – und die von den Besatzern als politisches Machtinstrument gezielt hervorgerufen worden war. Dieser Genozid ging als Holodomor (»Tötung durch Hunger«) in die Geschichte ein.

Werde Zweitzeug*in

Sonderausstellung vom 24. September bis 17. Dezember 2023

Was tun wir, wenn die letzten Überlebenden der Schoa verstorben sind, wenn es keine Zeitzeug*innen mehr gibt? Diese Frage treibt Museen, Gedenkstätten und vergleichbare Institutionen schon einige Zeit um. Das Gespräch mit einem Zeitzeugen oder einer Zeitzeugin kann durch Dokumente und Aufzeichnungen nicht ersetzt werden. Auf keine andere Weise erhalten Kinder und Jugendliche, aber auch Erwachsene, einen derart persönlichen und unmittelbaren Eindruck von der Zeit des Nationalsozialismus. In der aktuellen Sonderausstellung »Werde Zweitzeug*in« können Besucher*innen nicht nur den Berichten von Zeitzeug*innen lauschen, sondern werden selbst zu zweiten Zeug*innen.

Unterschiedliche Ansätze zum Umgang mit dem Verlust von Zeitzeug*innen sind in den letzten Jahren entstanden, seien es interaktive Hologramme oder Gespräche mit der zweiten Generation. Auch der Zweitzeugen e.V. stellt sich dieser Herausforderung, inspiriert von Elie Wiesel, der sagte: »Jeder, der heute einem Zeugen zuhört, wird selbst ein Zeuge werden.« Diesem Ansatz folgend, bietet der Verein analoge und digitale Bildungsangebote, die junge Menschen motivieren sich als zweite Zeug*innen der Schoa zu engagieren – als Zweitzeug*innen.

Als wir erfuhren, dass der Zweitzeugen e.V. eine neue Wanderausstellung konzipiert hat, war für uns daher klar, dass wir diese im Jüdischen Museum Westfalen zeigen wollen. Sie lädt nicht nur, aber insbesondere junge Menschen dazu ein, persönliche Geschichten Schoa-Überlebender interaktiv zu entdecken und zu bewahren. Eingebettet in übergreifende Fragestellungen zu Themen wie Identität, aktuellem Antisemitismus und Leerstellen, lernen die Besucher*innen die (Über)Lebensgeschichten von dem Aktivisten Wolfgang Lauinger, der Künstlerin Chava Wolf, dem Arzt Leon Weintraub und Henny Brenner, die als Zeitzeugin in Schulen aktiv war, kennen.

Collage: Die Zeitzeug*innen der Ausstellung

Im Jüdischen Museum Westfalen gibt es zudem noch eine Besonderheit: Schüler*innen des Paul-Spiegel-Berufskolleg in Dorsten haben in einer Projektarbeit eine zusätzliche Station zu Schwester Johanna Eichmann erarbeitet. In mehreren Workshops haben sie sich mit ihrem wechselvollen Lebenslauf auseinandergesetzt: 1933 ließen ihre Eltern Johanna taufen. Dennoch erlebte sie zunehmend die Unterdrückung durch das NS-Regime, da ihre Mutter Jüdin

war. Im Dorstener Ursulinenkloster konnte sie wieder ohne Einschränkungen lernen. Nach dem Krieg studierte sie zunächst und trat nach ihrem Abschluss dem Ursulinenorden in Dorsten bei, wo sie viele Jahre lang als Schulleiterin fungierte. Die Schüler*innen präsentieren die Ergebnisse ihrer Recherchen und ihre persönlichen Reflektionen nun an einem Ort, dem Schwester Johanna Eichmann besonders verbunden war: Sie hat das Jüdische Museum Westfalen nicht nur mitbegründet, sondern auch viele Jahre lang ehrenamtlich geleitet.

Durch ihre Arbeit an der Ausstellung sind die Schüler*innen zu Zweitzeug*innen von Schwester Johanna geworden, aber die Ausstellung lädt auch die Besucher*innen ein, selbst zu handeln. Interaktive Aufgaben und spielerische Elemente motivieren dazu, tiefer in die Themen einzusteigen und zu überlegen wie jede*r selbst als Zweitzeug*in für eine aktive Zivilgesellschaft eintreten und die Erinnerungen der Zeitzeug*innen vor dem Vergessen bewahren kann.

Anja Mausbach/Mareike Fiedler

Blick in die Ausstellung »Werde Zweitzeug*in«
Fotos auf dieser Seite: JMW

Farbe-Form-Rhythmus: Werke von Ruth Rebecca Fischer-Beglückter

14. Januar bis 7. April 2024

»Ich habe mich nie als Hobbymalerin verstanden. … Nach meinem Universitätsdiplom schloss ich mich 14 Tage im Haus ein. Ich musste wissen, ob ich wirklich Malerin bin oder nicht oder ob das nur so eine Nebensache ist. Und da habe ich gemerkt, dass das eine Berufung in mir ist, ohne Zweifel, das war ganz, ganz klar. … Danach habe ich jedes Wochenende gemalt.«

Zu diesem Zeitpunkt war Ruth Rebecca Fischer-Beglückter 43 Jahre alt und alleinerziehende Mutter einer 18-jährigen Tochter. Sie arbeitete danach noch weitere 10 Jahre an der Universidad Católica de Chile und als Psychotherapeutin, bevor sie sich hauptsächlich der Kunst widmete, ab 1981 in ihrem Geburtsort Köln. Eine Auswahl ihres Werks wird nun im Jüdischen Museum Westfalen zu sehen sein.

Alturas de Machu Picchu, Canto 1

Ruth Rebecca Fischer-Beglückter wurde 1927 als mittleres von drei Kindern in Köln geboren. Als ihr Vater Isaac Fischer starb, war Ruth noch nicht ein Jahr alt, ihre Mutter Salomea Beglückter war schwanger mit dem dritten Kind. Nach dem Tod ihres Mannes musste sie einer bezahlten Arbeit nachgehen. Sie arbeitete in einer Wäschefabrik, wo sie zur Leiterin der Verkaufsabteilung aufstieg. 1936 verlor sie aufgrund der antisemitischen Gesetzgebung ihre Stelle. Im Dezember 1938 gelang der Familie die Ausreise nach Chile, wo der Großvater väterlicherseits lebte. In Chile führte die Mutter zunächst eine Pension, später fertigte sie in Heimarbeit Kleider an. Ruth begann im Alter von 13 Jahren in einer Schneiderei und daraufhin als Sekretärin zu arbeiten, um ihre Mutter zu unterstützen, abends besuchte sie weiterhin die Schule.

Ruth Rebecca Fischer-Beglückter in ihrem Atelier, ca. 1988

Mit 20 Jahren nahm Ruth Rebecca Fischer-Beglückter ein Psychologiestudium auf, ein Jahr später reiste sie nach Israel, um im Unabhängigkeitskrieg an der Seite des jungen Staates zu kämpfen. Nach kurzer Zeit heiratete sie den in Chile geborenen Soldaten Enrique Rotschild, der nur zwei Monate später, im Januar 1949, ums Leben kam. Ruth kehrte zurück nach Südamerika, wo sie ihr Studium fortsetzte. 1952 heiratete sie erneut und bekam ihre Tochter Ruth Walker. In den Folgejahren arbeitete sie unter anderem als Übersetzerin, Lehrerin und Sekretärin. 1970 schloss sie ihr Psycho-

logie-Studium mit dem oben erwähnten Diplom ab. Gleichzeitig begann sie sich intensiver mit Kunst zu beschäftigen.

Die Synagogen-Gemeinde Köln hat über 40 Bilder von der Künstlerin geschenkt bekommen. In einer partnerschaftlich kuratierten Ausstellung mit dem Jüdischen Museum Westfalen zeigt sie nun einen Überblick über die mehr als drei Jahrzehnte dauernde Schaffensperiode. Das Werk von Ruth Rebecca Fischer-Beglückter überzeugt durch seine Ausdruckskraft. Die Künstlerin ist seit jungen Jahren musikbegeistert. Klassische Musik und Psalmen sind denn auch zwei fruchtbare Quellen der Inspiration für ihr Werk. Poesie inspiriert sie ebenfalls und sie schrieb selbst Gedichte. Ihr früher zwölfteiliger Werkzyklus »Alturas de Macchu Picchu« (»Die Höhen von Macchu Picchu«), bezieht sich auf den gleichnamigen Gedichtzyklus von Pablo Neruda. Es lässt, wie andere Werke aus dem Frühwerk, abstrahierte Landschaften erahnen, während spätere Bilder fast völlig abstrakt sind. Die Pinselführung, die Formensprache und die Farben produzieren aber immer Rhythmen und Bewegungen. Ein rekonstruiertes Atelier, Interviewsequenzen und musikalische Inspirationsquellen werden es den Besucher*innen erlauben, sich dem Werk multisensorisch zu nähern. Vorträge und eine Lesung werden das Programm abrunden. Dazu erscheint ein Katalog.

Denn selber begründete ihn über Meere, festigte über Strömungen ihn

Kathrin Pieren

»klassische Musik und Psalmen als Quellen der Inspiration«

Ein neues Gesicht am Jüdischen Museum

Ayleen Winkler, Kuratorin

Foto: Navina Verheyen

Die Berufsaussichten für Religionswissenschaftler*innen stehen außerhalb der Universität ziemlich schlecht. Nichtsdestotrotz haben uns unsere Dozent*innen an der Ruhr-Universität Bochum immer angehalten, Praktika zu machen, als unabdingliche Voraussetzung für den Schritt in die Arbeitswelt. Und dennoch hätte ich mir nie träumen lassen, als ich ein Praktikum am Jüdischen Museum Westfalen absolvierte, dass ich ein paar Jahre später selbst hier arbeiten würde.

Die Praktika haben mir Museen als Orte der Wissensvermittlung erschlossen und so ging ich nach meinem Abschluss nach Bayern. Denn am Jüdischen Museum München durfte ich im wissenschaftlichen Volontariat das Museumshandwerk in seiner ganzen Vielfalt erlernen. Bei der Museumsarbeit lernt man ständig etwas dazu, entdeckt vielleicht sogar etwas bisher Unbekanntes bei den Recherchen. Immer wieder bringen die Ausstellungen am Jüdischen Museum München diese Erkenntnisse aus dem sprichwörtlichen Elfenbeinturm der Wissenschaft in die Öffentlichkeit.

Nach dem Volontariat ging es für mich aus Oberbayern als Kuratorin in Elternzeitvertretung an das Jüdische Museum Augsburg Schwaben. Auch hier steht die Verortung des Museums in der Gesellschaft im Zentrum der Arbeit ebenso wie die Zusammenarbeit mit der jüdischen Gemeinschaft. Wie sollte es auch anders sein, teilt sich das Museum doch das Haus mit der Jüdischen Gemeinde Schwaben-Augsburg.

Nun freue ich mich, wieder im Ruhrgebiet (oder doch eher im Münsterland?) zu sein und meine Erfahrungen im Jüdischen Museum Westfalen einbringen zu dürfen. Besonders dankbar bin ich für die umfassende Übergabe durch meinen Vorgänger Herrn Ridder, der mir so viel von seinem Wissen und seiner Erfahrung mitgegeben hat, wie in ein paar Wochen eben möglich ist. So habe ich nun einen Überblick über Ergebnisse aus über 30 Jahren Museums- und Forschungsarbeit und bin sehr gespannt, was wir diesem Wissensschatz hinzufügen und welche Geschichten wir in Ausstellungen zukünftig erzählen können.

Ayleen Winkler

Neues aus der Vermittlung

PÄDAGOGISCHE HANDREICHUNG ZUM KINDERBUCH »DER TAG AN DEM DIE BLUMEN DIE FARBE VERLOREN«

Zu Beginn dieses Jahres erschien die Geschichte des Dorstener Mädchens Ilse Reifeisen (heute: Elise Reifeisen-Hallin) als Kinderbuch, und nun ist der pädagogische Begleitband fertig gestellt. Dieser bietet Anregungen und Impulse für die Arbeit im Unterricht. Vorab findet sich

eine Stellungnahme unsererseits, in der erläutert wird, welche Erfahrungen wir mit Kindern ab sechs Jahren im Museum zum Thema Nationalsozialismus machen und welches Wissen sie bereits mitbringen. Darüber hinaus ordnen wir das Thema Judentum unter verschiedenen Aspekten, wie zum Beispiel den Kaschrut oder wer überhaupt laut der Halacha jüdisch ist, ein. Umso mehr freuen wir uns, dass der Begleitband federführend unter Mareike Fiedler für die Veröffentlichung bereitsteht und an diesen Erfahrungen anknüpft.
In niedrigschwelligen und für die Kinder lebensweltnahen Methoden werden sie zu kritischem und historischem Denken angeleitet. Im Fokus stehen dabei Fragen, die eine selbstreflektierende Funktion haben. Was hat die Geschichte von Ilse mit mir zu tun? Begegnet mir in meinem Umfeld Diskriminierung? Die Kinder beschäftigen sich mit Gesetzen und ganz konkret mit den Kinderrechten der UN-Kinderrechtskonvention von 1990. Dabei stellen sie fest, dass diese noch heute nicht immer und überall eingehalten werden. Vorangegangen waren unsere didaktischen Überlegungen zur Sonderausstellung über die Kindertransporte im Museum 2022. Die Methoden, die wir in der Handreichung vorstellen, sind von zahlreichen Schulklassen erprobt und bieten sich für die Verwendung im Unterricht an. Möchten Sie das Kinderbuch in Ihren Unterricht integrieren? Dann sprechen Sie uns gern an!

MATERIALIEN ZU LEBENSWEGEN ÜBERARBEITET!

In einer vergangenen Ausgabe der Schalom berichteten wir über die Neukonzeption der Lebenswege-Materialien. Entstanden sind drei Projekttage mit den Titeln »Flucht und Migration«, »Emanzipation, Integration und Ausgrenzung bis 1945« und »Erinnerungskultur.« Nach knapp zwei Jahren Praxiserfahrung mit den Projekttagen haben wir diese weiterentwickelt. Den Projekttag »Erinnerungskultur« haben wir um aktuelle Beispiele ergänzt, die sich mit den Lebenswelten von Jugendlichen decken. So zum Beispiel mit dem tiktok-Account eines Schoa-Überlebenden. Dieser steht exemplarisch für neue Wege in der Erinnerung, die in der Gruppe diskutiert werden.

Der von Lehrkräften am meisten nachgefragte Projekttag ist aber »Emanzipation, Integration und Ausgrenzung bis 1945.« Im Rahmen der von uns gezeigten Sonderausstellung »Jüdisch? Preußisch? Oder was?« des LWL-Preußenmuseums Minden erweiterten wir den Projekttag um einige Quellen, wie das Foto einer Mädchenklasse aus den 1920er Jahren oder einen Bierkrug, den antisemitische Beschriftungen und Zeichnungen »zieren«. Diese Objektfotos ergänzen und kontextualisieren die komplexen Entwicklungen und Veränderungen für Juden*-Jüdinnen im so genannten langen 19. Jahrhundert. Ein für uns sehr wichtiger Aspekt ist es, dass das Material den Jugendlichen hilft, diese komplexen Sachverhalte zu veranschaulichen und einzuordnen. Auch haben wir die Lernziele, die konkreten Fragestellungen und Arbeitsaufträge überarbeitet. Die Landeszentrale für politische Bildung NRW stellte im Rahmen der Ausstellung Mittel zur Verfügung, die wir zur Gestaltung der Mappen verwenden konnten. Entstanden sind drei ansprechende Mappen, jeweils für eine Biographie, mit denen die Schüler*innen an hochwertigen Materialien arbeiten können. Neben neu hinzugekommenen Beispielen haben wir bestehende Quellen und Texte optisch aufbereiten lassen und beispielsweise Tabellen visualisiert.

Anja Mausbach/Mareike Fiedler

Bürger*innen-Museum, 31 J. alt, sucht Begleitung

Das Jüdische Museum Westfalen ist – das wird angesichts guter öffentlicher Förderung, die wir in den letzten Jahren erringen konnten, manchmal übersehen – immer noch ein bürgerschaftliches Projekt, verantwortet von einem Verein. Dieser große Verein ist in die Jahre gekommen und wird wohl nicht mehr nennenswert anwachsen. Und unsere Unterstützer*innen in Kommunen und weiteren öffentlichen Ebenen tun sich schwer, ihre wunderbaren Zuschüsse an die reale Kostenentwicklung anzupassen. Mit anderen Worten: es bleibt »eng«…

Gehen wir mal davon aus, dass die meisten Leser*innen dieses Museumsmagazins Interesse an unserer Zukunft haben, an unserer Weiterentwicklung, an einer vernünftigen Vergütung der Mitarbeitenden, an innovativen Projekten. Für diesen Fall nenne ich ein paar unkomplizierte Handlungsoptionen:

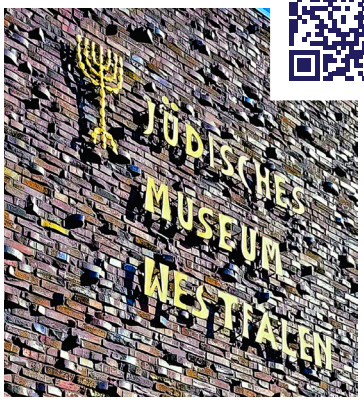
- Sie könnten, falls noch nicht geschehen, Mitglied unseres Trägervereins werden. Das Formular senden wir Ihnen gerne zu. Oder Sie finden es hier:
- Diese Möglichkeit haben auch Vereine und Körperschaften, die unsere Arbeit schätzen!
- Wenn Sie bereits Mitglied sind – danke! – könnten Sie u.U. einmal über eine freiwillige Erhöhung Ihres Mitgliedsbeitrags nachdenken. Schriftliche Mitteilung genügt.
- Spenden sind dem Verein in jeder Höhe eine willkommene Unterstützung. (Konten auf der Internetseite, siehe QR-Code oben!)
- Ein Förderkreis gibt Gelegenheit, das Museum etwas heftiger als mit einer Vereinsmitgliedschaft zu unterstützen (siehe dazu …)
- Sollten Sie Verantwortungsträger*in in einem Unternehmen oder einer Körperschaft sein: Gibt es Chancen, dass Sie einmal ein Ausstellungsprojekt sponsern? Dann sprechen Sie doch einmal mit unserer Leitung über evtl. Schnittmengen.

(Dies sind nur die einfachen Wege. Für Gespräche über etwas umständlichere Methoden – z.B. eine Nachlassverfügung zugunsten des Museums oder gar eine Zustiftung zur Stiftung Jüdisches Museum Westfalen – stehen wir natürlich auch zur Verfügung. Bitte nehmen Sie in diesem Fall über unsere Verwaltungsleitung mit dem Vorstand Kontakt auf.)

Wir wissen, dass sich nicht alle, die dies lesen, so etwas leisten können – kein Problem, die Vorschläge gelten den übrigen.

Norbert Reichling
(Vorsitzender des Trägervereins)

P.S.: Eventuelle inhaltliche Anregungen nehmen wir auch gern als ideelle Spenden entgegen – da reicht schon eine E-Mail…



Fast geschafft – unsere Sammlungsdatenbank ist online!

Das Sammeln und Bewahren ist eine der Kernaufgaben von Museen. Wir sammeln Objekte und Dokumente, die von einer Vergangenheit erzählen, die ansonsten in Vergessenheit geraten würde. Doch Besucher*innen hören und sehen in der Regel nur eine kleine Auswahl dieser Geschichten, da viele Museumsobjekte die meiste Zeit gut geschützt in Depots und Magazinen lagern. Das hat verschiedene Gründe: Zum einen haben Museen in der Regel wesentlich mehr Objekte als sie jemals gleichzeitig in Dauer- und Wechselausstellung präsentieren könnten. Zum anderen sind einige Objekte empfindlich – sei es in Bezug auf Licht, Luftfeuchtigkeit oder Temperatur – und dürfen aus konservatorischen Gründen nicht längerfristig in Ausstellungsräumen präsentiert werden.

Doch Museen haben auch noch andere Aufgaben als zu sammeln und zu bewahren, auch die Vermittlung steht im Zentrum unserer Arbeit. Denn natürlich wollen wir, dass die Geschichten unserer Objekte auch gehört werden, dass sie weitererzählt werden. Darum haben wir im Jüdischen Museum Westfalen in den vergangenen zwei Jahren in einem Projekt daran gearbeitet unsere Sammlung digital zugänglich zu machen. Nun ist es – fast – geschafft: Sehr bald können Interessierte auf der Homepage des Museums einen digitalen Blick in unser Depot werfen.

Objekte im Depot des Jüdischen Museums Westfalen. Foto: Navina Verheyen.

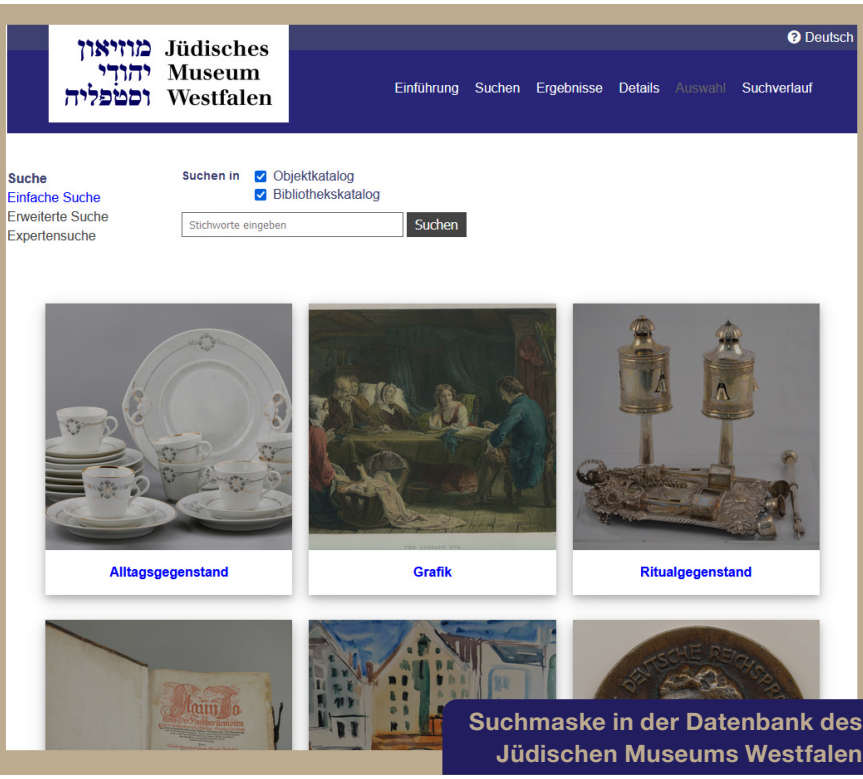
Die Onlinedatenbank ermöglicht es, unsere Sammlung nach unterschiedlichen Kriterien zu durchsuchen. Sie wollten schon immer mal wissen, welche Dinge für jüdische religiöse Praxis wichtig sind? In der Datenbank können Sie sich in der Sachgruppe »Ritualgegenstände« unseren Bestand anzeigen lassen. Oder sind Sie eher an der Geschichte der jüdischen Gemeinde Bottrop interessiert ? – Dann nutzen Sie am besten die Freitextsuche. Doch nicht nur für unsere Besucher*innen ist die Onlinedatenbank gedacht. Auch für die Zusammenarbeit verschiedener Museen bietet eine solche Datenbank Vorteile. Kolleg*innen aus anderen Museen können nun selbstständig unsere Sammlung nach Objekten und deren Geschichten durchsuchen und überlegen, ob sie diese für ihre geplanten Wechselausstellungen nutzen wollen. Ob der Zustand der Objekte eine Leihgabe erlaubt, wird dann anschließend geklärt.

In den Suchergebnissen finden sich alle

»die Geschichten unserer Objekte«

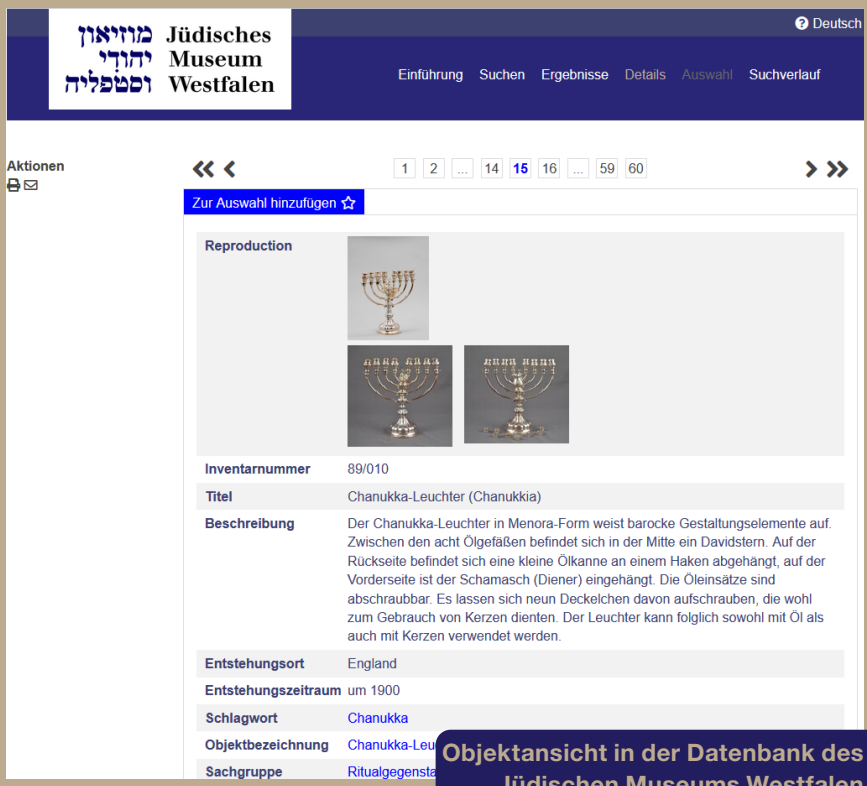
relevanten Informationen: Neben den grundlegenden Daten wie Hersteller, Maße und Beschreibung haben wir in den Bemerkungen die eine oder andere hilfreiche Erklärung eingefügt. Diesen Bereich werden wir zukünftig noch weiter ausbauen und ergänzen. Es sollen außerdem noch einige Fotos ausgetauscht werden. Zwar sind die Schwarz-Weiß-Bilder aus den 1990er Jahren immer noch zweckdienlich, entsprechen aber nicht mehr den heutigen Sehgewohnheiten. Zukünftig sollen neue digitale Aufnahmen die Suche noch angenehmer gestalten. Ganz geschafft ist es also noch nicht, aber fast: Von den rund 1.500 Objekten unserer Sammlung sind bereits etwa 500 einsehbar. Die restlichen Objekte werden in den kommenden Monaten nach und nach hinzugefügt – es lohnt sich also auch in Zukunft immer mal wieder zum Stöbern vorbeizuschauen.

Ayleen Winkler



Suchmaske in der Datenbank des Jüdischen Museums Westfalen

Die Datenbank ist in Kürze auf der Museums-Website einsehbar unter »Projekte/Sammlung«



Objektansicht in der Datenbank des Jüdischen Museums Westfalen

Schlaglichter

NEUGESTALTUNG VON FLUR UND TREPPENHAUS

Eine ganze Weile stand die Neugestaltung von Treppenhaus und Flur im Foyer auf der Agenda. Im Frühling und Sommer wurden nun die Wände gestrichen und neue Bilder aufgehängt.

Im Treppenhaus, dem Hauptzugang zur Dauerausstellung im 1. Stock, treffen die Besucher*innen auf Fragen, die sie sich vielleicht selbst stellen und die im Museum angesprochen werden: Wie viele Juden*Jüdinnen leben in Westfalen? Was ist eigentlich koscher? Oder: Antisemi… was hat das mit mir zu tun? Am Austritt der Treppe geben Fotos von einigen Protagonist*innen der Dauerausstellung die Themenvielfalt in der Dauerausstellung preis, während am Treppenantritt Poster früherer Ausstellungen auf die Diversität der Wechselausstellungen hinweisen.

Das jüdische Leben heute illustrieren Bilder an den Wänden vor dem Vortragssaal. Diese wurden uns von den jüdischen Gemeinden in Westfalen-Lippe zur Verfügung gestellt. Bitte melden Sie sich bei uns, wenn Sie über offizielle Fotos von Gemeinden verfügen, die dort bisher noch nicht vertreten sind.

Das jüdische Leben heute geht allerdings über die religiösen Gemeinden hinaus. Daher werden dort in Zukunft auch mal andere Fotos gezeigt.

Im Herbst wurde nun auch der Wechselausstellungsraum gestrichen. Den längst fälligen Neuanstrich kriegt das Treppenhaus im Altbau 2024, wenn auch die Garderobe neu gestaltet werden soll.

VERANSTALTUNGEN ÜBER ISRAEL HEUTE

Rechtzeitig zum 75. Jahrestag der Staatsgründung ist das Buch »… und es wurde Licht! Jüdisch-arabisches Zusammenleben in Israel« erschienen, in welchem der israelische Journalist und Autor Igal Avidan, entgegen der üblichen Fernsehbilder, aus einer bewegten Gesellschaft berichtet, in der Juden*Jüdinnen und Araber*innen ein Zusammenleben gefunden haben, das den Vorstellungen von ewigem Hass nicht entspricht. Er wird von Beispielen gegenseitiger Hilfe, Solidarität, Nachbar- und Freundschaft berichten. Die Lesung aus seinem Buch findet am 12. November um 17:00 Uhr im Rahmen der Initiative Brückenschlag und in Kooperation mit »Die Brücke – Institut für interkulturelle Begegnungen und Integration« Recklinghausen und dem Kommunalen Integrationszentrum Recklinghausen statt. Der Eintritt ist frei, um eine Anmeldung unter dem Vermerk »Lesung Igal Avidan« bei *ki@kreis-re.de* wird gebeten.

Aufgrund des Terrorangriffs der Hamas auf Israel hat das Museum beschlossen, die Vorstellung des Films »Tel Aviv on Fire« (2019), einer israelischen Komödie vor dem Hintergrund des Konfliktes, abzusagen. Gezeigt wird weiterhin der Dokumentarfilm »Dancing in Jaffa« (2013). Darin kehrt der internationale Tanzstar Pierre Dulaine in seine Heimatstadt Jaffa zurück, um ein Schulprojekt zu initiieren, in dem israelisch-palästinensische und israelisch-jüdische Kinder, die seit Jahrzehnten in einer Stadt aber nicht miteinander leben, gemeinsam Tanzen lernen. Der Film zeigt, was das gemeinsame Tanzen mit einem machen kann und vermittelt damit ein Stück Hoffnung und Zuversicht. Die Vorführung findet am 26. November 2023, um 11:00 Uhr im Central Kino Center in Dorsten statt. Tickets (inkl. einem Glas Sekt 8 €) sind erhältlich bei www.central-dorsten.de. Mehr Informationen zum Veranstaltungsprogramm erhalten Sie unter *www.jmw-dorsten.de*

Weitere Veranstaltungen des Museums widmen sich auch im Herbst israelischen Themen und differenzierenden Perspektiven. Zwei Film-Vorführungen – eine absurde Komödie über eine Soap Opera und eine Dokumentation über ein jüdisch-palästinensisches Tanzprojekt – sind am 15. Oktober und 26. November geplant. Und am 12. November kommt der israelische Autor und Journalist Igal Avidan erneut nach Dorsten. Sein neues Buch zeigt, dass die israelische Gesellschaft trotz allem dabei ist zusammenzuwachsen. Die Teilnahme ist kostenlos, aber wir erbitten eine Anmeldung unter dem Vermerk »Lesung Igal Avidan« bei unserem Kooperationspartner *ki@kreis-re.de*. Genaueres zu den Angeboten in unserem Programm und auf unserer Website.

»HAB KEINE ANGST, ERZÄHLE ALLES«

Am 11. September stellte die Berliner Schriftstellerin Esther Dischereit in Dorsten die von ihr herausgegebene Dokumentation »Hab keine Angst, erzähle alles. Das Attentat von Halle und die Stimmen der Überlebenden« vor. Sie erinnerte damit an das Jom-Kippur-Attentat von Halle im Oktober 2019 und die anschließende Justiz-Aufarbeitung, in der die Nebenkläger*innen ausführlich ihre Sicht auf dieses ebenso antisemitische wie rassistische Hassverbrechen darlegen konnten. Ausnahmsweise nahmen sich hier die Betroffenen den Raum, um ihre vielfältigen und solidarischen Sichtweisen und ihre Verletzungen öffentlich zu machen. Der Dorstener Abend war Auftakt einer »NRW-Tournee« zu diesem Thema, die von unserem Haus angestoßen worden war.

GEDENKTAGE

Dieses Jahr findet die Hauptveranstaltung zum Gedenken an die Novemberpogrome 1938 bereits am 6. November um 17:00 Uhr statt. Thematisiert werden neue Formen der Erinnerungskultur. Als Reaktion auf den Antisemitismus in seinem Jugendzentrum in Duisburg organisiert der Pädagoge Burak Yilmaz Fahrten nach Auschwitz mit muslimischen Teenagern. Welche Erfahrungen er damit gemacht hat, erzählt er in der Lesung aus seinem Buch »Ehrensache – Kämpfen gegen Judenhass« (2021) mit anschließender Diskussion. Der Eintritt ist frei, um Anmeldung unter *rezeption@jmw-dorsten.de* wird gebeten.

Am 9. November um 17:00 Uhr findet ein kurzes Gedenken für alle Bürger*innen der Stadt und Gäste statt. Beide Veranstaltungen werden vom Museum in Kooperation mit der Stadt Dorsten ausgerichtet.

Am 25. Januar 2024 organisiert die Stadt Dorsten in Partnerschaft mit dem Museum zwei Lesungen mit Konzert im Forum der VHS Dorsten zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus. Der Pianist Roman Salyutov besitzt eine Geige, die dem russisch-jüdischen Violinisten Itzchak Orloff gehörte, der im KZ umgebracht wurde. Salyutov hat die Geige erworben und die Geschichte des Musikers und seines Instrumentes recherchiert. In Dorsten präsentiert er Orloffs Geschichte und die Schicksale weiterer jüdischer Musiker*innen unter dem Nationalsozialismus. Dazu trägt er mit dem Violinisten Alexander Lifland passende Musik vor. Eine Veranstaltung für Schulen ist für den Vormittag geplant, das abendliche Konzert ist öffentlich.

Mein Lieblingsexponat: Letzte Briefe

Mein Lieblingsexponat umfasst mehrere Ausstellungsstücke. Es handelt sich hierbei um »letzte Briefe«, die von den Nationalsozialisten verfolgte Menschen kurz vor ihrer Deportation an Angehörige und Freunde geschrieben haben. Diese letzten Briefe gehören zu den erschütterndsten Dokumenten der Schoa. Es sind bewegende Dokumente und nicht nur Zeugnisse der individuellen Schicksale, sondern auch Mahnmale für die Schrecken der Vergangenheit.

In der Dauerausstellung des Museums werden die Briefe in einem Schubladenkasten präsentiert. In der ersten Schublade befindet sich ein bemaltes und beschriftetes Taschentuch von Sammy Drong. Das Taschentuch war sein Abschiedsgeschenk an seine Freundin Paula Waldhorn. Sie wurde im Zuge der »Polenaktion« im Jahr 1938 aus Essen nach Zbąszyń abgeschoben. Die Ausweisung kam für viele völlig überraschend, da sie sich als Deutsche sahen. Aus Zbąszyń konnte Paula Waldhorn im Anschluss nach Palästina flüchten.

Auch Familie Reifeisen aus Dorsten wurde Opfer der Polenaktion, durfte aber zur vermeintlichen Geschäftsauflösung zurückkehren. Als die Ausgrenzung zunehmend schlimmer und der Vater Simon inhaftiert wurde, gelang es den Eltern, die Tochter Elise Reifeisen-Hallin, ehemals Ilse Reifeisen, mit einem Kindertransport nach Schweden zu retten. Am 19. und 21. Januar 1942 schrieben Gertrud und Simon Reifeisen ihre letzten Briefe an die Tochter. Beide wurden nur wenige Tage später, am 27. Januar von Gelsenkirchen aus ins Ghetto Riga deportiert. Ilses Mutter wurde im KZ Stutthof ermordet, der Vater im KZ Riga-Kaiserwald.

Ein weiteres Dokument ist ein Brief, der als Hilferuf an den Vater gelesen werden kann: Benjamin und Sarah Moszkowicz hatten sieben Kinder. Der Familienvater konnte 1938 nach Argentinien fliehen. Die Familie sollte folgen. Benjamin Moskowicz und sein Sohn Imo haben als Einzige der Familie überlebt.

Alle anderen Familienmitglieder wurden von den Nationalsozialisten ermordet.

Das letzte Dokument in der »letzte Briefe-Sammlung« stammt von den Eltern von Jenny Rosenbaum, die im Jahr 1939 bereits nach Palästina geflohen war. Kontakt zu ihren Eltern konnte sie nur über Kurznachrichten über das Internationale Komitee des Roten Kreuzes halten. Am 29. Dezember 1941 schickten Jennys Eltern ihrer Tochter den letzten Brief. Beide wurden mit ihrer anderen Tochter Irma nach Theresienstadt deportiert und später dort ermordet.

Es ist sehr beeindruckend, dass diese Briefe so lange aufbewahrt wurden und nun ausgestellt werden können. Sie wurden vermutlich auch deshalb aufbewahrt, da die Briefe der letzte Kontakt zu den Angehörigen waren. Sie sind somit oftmals die einzige gebliebene Erinnerung an die Verwandten.

Es fällt schwer, sich in die Gefühlswelt der Betroffenen hineinzuversetzen, die zwischen Verzweiflung, Hoffnung und Liebe geschwankt haben müssen. Die Familien hofften bis zum Schluss auf eine erneute Zusammenführung. Diese Hoffnung wurde nicht erfüllt.

Erik Stratmann
(Praktikant im JMW,
studiert in Düsseldorf
Transkulturalität
im Bachelor)

Nachrichten aus der Geschichtskultur

ALTE SYNAGOGE: NEUE LEITUNG

Das »Haus der jüdischen Kultur – Alte Synagoge Essen« hat im Oktober 2023 eine neue Leitung bekommen: Dem im Sommer in den Ruhestand ausgeschiedenen Historiker Dr. Uri-R. Kaufmann, der das Haus seit 2011 leitete, folgt eine Judaistin und Musikwissenschaftlerin: Neue Leiterin wird Dr. Diana Matut, die bis jetzt Jüdische Studien, Jiddisch und Jüdische Musik an der Universität Halle-Wittenberg sowie am Oxford Centre for Hebrew and Jewish Studies lehrte. Sie hat zuvor an Universitäten in Großbritannien, Israel, den USA, Kanada, Italien und der Tschechischen Republik sowie für verschiedene jüdische Kulturfestivals und -zentren gearbeitet, sich mit der Wiederentdeckung jiddischer Musik und der jüdischen Musik aus Renaissance und Barock befasst.

STUKENBROCK, STALAG 326

Die seit mehreren Jahren mit hoher politischer Unterstützung aus Bund und Land NRW geplante Neuaufstellung der Gedenkstätte »Stalag 326« in Schloss Holte-Stukenbrock als Erinnerungsort von nationaler Bedeutung droht ins Wanken zu geraten. Eine Stiftung aus LWL und benachbarten Landkreisen sollte die Trägerschaft vom bisherigen kleinen Förderverein übernehmen. Die für Aufbau und Betrieb fest eingeplanten kommunalen Beiträge des Millionenprojekts wurden von der CDU-Mehrheit im Kreis Gütersloh nun überraschend abgelehnt, eine »kleine Lösung« wird angemahnt; auch im Kreis Paderborn werden ähnliche Töne laut. Die damit einhergehenden Verzögerungen und erwünschten Einsparungen – es muss auch das Gelände der benachbarten Polizei-Ausbildungsstätte umgebaut werden – könnten eventuell auch zum Verlust schon bewilligter Fördermittel anderer Beteiligter, z.B. des Bundes, führen. Der Gedenkort steht für das größte Kriegsgefangenenlager der NS-Zeit (zugleich eine »Drehscheibe« der Zwangsarbeiter-Vermittlung ins Ruhrgebiet), in dem vor allem sowjetische Gefangene an unmenschlichen Bedingungen massenhaft verstarben.

DÜSSELDORF – KREFELD

Im August 2023 präsentierte die Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf vier didaktische Workshop-Materialien, die im Rahmen des Tandem-Projektes »Spannungsfeld Gedenkstättenarbeit in einer sich wandelnden Gesellschaft« gemeinsam mit der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld – Villa Merländer entwickelt wurden. Über einen Zeitraum von drei Jahren hinweg widmeten sich die pädagogischen Teams beider Häuser einer intensiven Archivrecherche – der Grundlage für die Entwicklung der Workshops zu den Themen »Nur für Arier«? – Sport im Nationalsozialismus, Auf der Fährte – »Unangepasste« Jugendliche in der NS-Zeit, »Rädchen im Getriebe«? – Schreibtischtäter:innen in der NS-Zeit, »Was hat das mit mir zu tun?« – Flucht und Migration in der NS-Zeit. Diese Akzente sollen helfen, bisher wenig erreichte Teilnehmer:innen anzusprechen, z.B. aus Sportvereinen, Jugendorganisationen, Ausbildungsstätten im Verwaltungsbereich sowie Integrationszentren.

EHRUNG FÜR MANFRED KELLER

Der langjährige Leiter der Evangelischen Stadtakademie Bochum und Initiator vieler Projekte zur jüdischen Geschichte Bochums, Dr. Manfred Keller, erhielt im Juli 2023 das »Bundesverdienstkreuz am Bande des Bundesverdienstordens« aus der Hand des Bochumer Oberbürgermeisters. Seit den 1980er Jahren – meistens mit anderen – engagiert für die wachsende jüdische Gemeinde und ihren späteren Synagogen-Neubau, für Erinnerungszeichen, für die Würdigung des ehemaligen Bochumer Kantors Erich Mendel und mehrere Musikfestivals mit synagogaler Musik im ganzen Raum Westfalen, hat Keller im praktisch-politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Raum nachhaltige Zeichen gesetzt.

12.11.1998: Kinopremiere von »Das Leben ist schön«

Die italienische Tragikomödie »Das Leben ist schön« (im Original: La vita è bella) gehört vermutlich zu den bekanntesten und erfolgreichsten Spielfilmen, die den Holocaust thematisieren, und zeichnet sich durch ihre thematische Annäherung mit humoristischen Mitteln besonders aus. Produziert wurde der Film 1996 und 1997, in den deutschen Kinos feierte er vor 25 Jahren – am 12. November 1998 – Premiere.

Die erste Hälfte des Films zeigt das alltägliche Leben des jüdischen Buchhändlers Guido, die romantische Beziehung zu seiner Frau Dora und die gemeinsame Zeit mit ihrem Sohn Giosuè in einer italienischen Kleinstadt am Vorabend des Zweiten Weltkriegs. Die zweite Hälfte spielt in einem Konzentrationslager, in das Guido und Giosuè 1944 deportiert worden sind. Hier erfindet der Vater ein Spiel, das seinem Sohn mit der Kraft der Fantasie die unmenschlichen Bedingungen im Lager besser erträglich machen und ihn vor der grausamen Realität schützen soll. Als Hauptpreis nach dem Gewinn von 1000 Punkten winkt ein echter Panzer, das Lieblingsspielzeug des Sohnes aus dem ersten Teil des Films. Vater und Sohn spielen das vermeintliche Spiel kontinuierlich weiter, doch gegen Ende des Films wird Guido beim Versuch, seine ebenfalls im Lager inhaftierte Frau zu treffen, erschossen. Giosuè erlebt das Kriegsende im Lager versteckt und wird schließlich von einem amerikanischen Soldaten befreit, der ihn auf einem Panzer fahren lässt. In den Augen des Jungen ist er somit der Sieger des Spiels, und er trifft am Ende des Films sogar noch seine Mutter wieder, die das Lager überlebt hat.

Die Rolle des Vaters übernahm der Italiener Roberto Benigni, der ebenfalls Regie führte und an der Entstehung des Drehbuchs beteiligt war. Benigni verarbeitete im Film unter anderem die KZ-Erfahrungen seines eigenen Vaters sowie die Erzählungen des Auschwitzüberlebenden Rubino Romeo Salmonì. Auch im Entstehungsprozess des Films ließ er sich vom italienischen Auschwitzüberlebenden Shlomo Venezia sowie dem italienischen Historiker Marcello Pezzetti fachlich beraten.

Nach seiner Veröffentlichung konnte »Das Leben ist schön« weltweit über 230 Millionen Dollar einspielen. Darüber hinaus wurde der Film mit dem italienischen, dem französischen, dem spanischen, dem deutschen und dem europäischen Filmpreis ausgezeichnet. Er erhielt außerdem den Großen Preis der Jury und den Spezialpreis des Publikums bei den Filmfestspielen von Cannes und gewann bei der Oscarverleihung 1999 die Preise in den Kategorien Bester fremdsprachiger Film, Bester Hauptdarsteller, Beste Filmmusik. In Jerusalem wurde Benigni durch den damaligen Bürgermeister sogar für seine »Förderung des allgemeinen Verständnisses der jüdischen Geschichte« ausgezeichnet.

Obwohl der Film nicht nur auf positive Kritiken stieß, wurde seine besondere tragikomische Herangehensweise an den Holocaust häufig gelobt. Im Lexikon des Internationalen Films heißt es, dass »der mit hoher Sensibilität und großer Ernsthaftigkeit inszenierte Film Respekt als ein bewegender Versuch, auf besondere Weise Kino-Bilder für die unverbrüchliche Würde der Holocaust-Opfer zu finden [verdiene].« Und die Cinema-Filmkritik resümierte: »Wer sich dem gewagten Entwurf des Films anvertraut, dem steht ein unvergleichliches Kinoerlebnis bevor, das zwischen Freude und Angst, Hoffnung und Verzweiflung das gesamte Spektrum menschlicher Gefühle auspendelt.«

Christina Schröder

Norbert Wollheim (1911–1998): Eine Symbolfigur jüdischen Neubeginns nach 1945

Treffender als im untenstehenden Zitat hätte Norbert Wollheim (1911–1998) die Situation jüdischer Überlebender nach 1945 nicht ausbuchstabieren können. Mit seiner Aussage, nachzulesen in einem Brief an seinen Freund Hermann E. Simon, einen Vertreter der U.S. Army, wollte er im August 1945 auf die katastrophale Versorgung und die Traumata der jüdischen Überlebenden aufmerksam machen. Seine Worte dürften nicht nur als Hilferuf, sondern vor allem als Symptom eines Zeitgefühls jüdischer Überlebender verstanden werden.

Seit September 1945 vertrat Norbert Wollheim als zweiter Vorsitzender des Zentralkomitees der befreiten Juden der britischen Zone in Bergen-Belsen an der Seite des polnischen Auschwitz Überlebenden Josef Rosensaft (1911-1975) die Interessen von Jüdinnen und Juden in der britischen Zone. Wollheim, zugleich seinerzeitiger Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Lübeck, kam in dieser Zeit eine herausragende Vermittlerstellung zwischen jüdischen Displaced Persons und den zurückgekehrten Überlebenden aus den deutsch-jüdischen Gemeinden zu, wodurch er auch politischen Einfluss in der Nachkriegszeit entwickeln konnte.

N. Wollheim 1947
Foto: Fritz-Bauer-Institut

Wollheims Überzeugung und Tatkraft, aktiv jüdischen Neubeginn zu gestalten, war ihm schon früh durch sein Elternhaus mitgegeben worden. Er folgte dem Konzept der Zedaka, jüdisch-sozialer Wohltätigkeit. Diese Grundüberzeugung sollte bei Wollheim zeitlebens durch sein starkes soziales Engagement zum Ausdruck kommen.

Am 13. April 1911 in Berlin geboren, wuchs Norbert Wollheim gemeinsam mit seiner älteren Schwester Ruth (*1910) in einem konservativ geprägten, assimilierten jüdischen Elternhaus auf und engagierte sich in seiner Jugend in den 1920er Jahren in der nicht-zionistisch ausgerichteten Jugendbewegung »Deutsch-Jüdische Jugendgemeinschaft«. Ein nach dem Abitur begonnenes Jurastudium brach er aufgrund der nach 1933 zunehmenden gesellschaftlichen und rechtlichen Diskriminierung, die er als Student vor allem aus der Professorenschaft zu spüren bekam, ab.

Er begann, sich intensiver als zuvor in der Jugendarbeit der Jüdischen Gemeinde Berlin sozial und kulturell zu engagieren, organisierte jüdische Kinderfreizeiten in Dänemark und Schweden und übernahm Fürsorgeangebote im »Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens« für Menschen, die unter Angriffen von Nationalsozialisten gelitten hatten.

Im »Bund deutsch-jüdischer Jugend« wurde Wollheim Sekretär und war einer der Initiator*innen des landwirtschaftlichen Auswandererlehrguts in Gross-Breesen in Schlesien. Im Gegensatz zu den Vorbereitungseinrichtungen der Hachschara, war es nicht-zionistisch ausgerichtet und zielte auf die Auswanderung nach Australien oder Südamerika. Nach den Pogromen im November 1938 organisierte Wollheim »Kindertransporte« nach England und Schweden, wodurch es gelang, bis Ende 1939 ca. 6.000 Kinder zu retten.

Privat fand er sein Glück mit seiner ersten Frau Rosa Mandelbrod, die er im Sommer 1938 heiratete. Ab 1935 arbeitete in einer Firma für Eisen- und Manganerzhandel und machte eine Schweißerausbildung, in der Hoffnung mit diesem kriegswichtigen Handwerk einer Deportation möglichst lange entgehen zu können und bessere Aussichten auf eine Emigration zu haben. Doch im März 1943 wurden Wollheim, seine Frau und sein dreijähriger Sohn Uriel verhaftet und nach Auschwitz deportiert. Bereits kurz nach der Ankunft wurde die Familie an der Rampe getrennt und seine Frau und sein Sohn wurden im Lager ermordet.

»Wir sind gerettet, aber wir sind nicht befreit.« Norbert Wollheim am 26. August 1945

Das »Wollheim-Memorial« vor dem ehem. IG-Farben-Gebäude in Frankfurt/Main (heute Universität) Foto: Frank Behnsen/Wikimedia

Als »kriegswichtiger Häftling« kam Norbert Wollheim in das Konzentrationslager Buna/Monowitz, wo er Zwangsarbeit für die »Interessengemeinschaft Farbenindustrie AG« (I.G. Farben) verrichten musste, die dort »Buna«, synthetischen Kautschuk, herstellte. Es gelang ihm, zwei Jahre harter Zwangsarbeit und nach der »Evakuierung« von Auschwitz im Januar 1945 mehrere Todesmärsche zu überleben.

Nach seinen Hafterfahrungen und seiner Überzeugung den demokratischen Wiederaufbau im Nachkriegsdeutschland voranbringen zu wollen, avancierte Norbert Wollheim zu einem wichtigen Wegbereiter jüdischen Neubeginns. Seine Funktion als stellvertretender Vorsitzender des Zentral-Komitees in Bergen-Belsen und die enge Zusammenarbeit mit den Britischen Besatzungsbehörden in Hamburg ermöglichte es ihm, bei offiziellen Gedenkveranstaltungen jüdischen Interessen als Redner Gehör zu verschaffen. 1948/49 trat er als Zeuge gegen den NS-Regisseur Veit Harlan in Hamburg auf.

Die größte mediale Aufmerksamkeit um seine Person dürfte 1951 der sogenannte »Wollheim-Prozess« erhalten haben, bei dem Norbert Wollheim die I.G. Farben auf Entschädigung verklagte. Vor dem Landgericht Frankfurt am Main erreichte er, dass das Gericht zu seinen Gunsten entschied und die Ansprüche auf Schmerzensgeld in Höhe von 10.000 DM für begründet erklärte.

Für die internationalen Belange erlangte stellvertretend die Jewish Claims Conference in diesem Prozess ebenfalls einen Erfolg und erhielt 30 Millionen DM für die ehemaligen Zwangsarbeiter*innen der I.G. Farben. Die Signalwirkung, die von diesem Prozess ausging, war richtungsweisend. Als Präzedenzfall, stieß der Prozess erstmalig eine erfolgreiche rechtliche Auseinandersetzung zwischen jüdischen Überlebenden, vertreten durch jüdische Organisationen, und deutschen Industriekonzernen an, die Zwangsarbeiter*innen beschäftigt hatten.

Auch persönlich gelang Wollheim ein Neubeginn. So heiratete er im März 1947 Friedel Löwenberg in Bergen-Belsen, aus deren Ehe zwei Kinder hervorgingen. Dennoch vermochten rechtlicher Triumph und Wiederaufbau jüdischer Gemeinden Wollheim nicht zu überzeugen, dauerhaft in Deutschland zu bleiben. Angesichts des anhaltenden Antisemitismus und Nationalismus emigrierte er 1951 in die USA und ließ sich in New York als Wirtschaftsprüfer nieder. Sein Verhältnis zu den jüdischen Gemeinden in Deutschland blieb jedoch weiterhin gut, er hielt Kontakte und engagierte sich weiter im Verband der Überlebenden von Bergen-Belsen. Kurz vor seinem Tod 1998 formulierte er eine Einschätzung, die sich angesichts aktueller Entwicklungen durch hohe Gegenwartsrelevanz auszeichnet: »Seit dem Zweiten Weltkrieg ist es in Deutschland bis jetzt nicht zu Krisen gekommen. Die antisemitische Entwicklung war teilweise auf die schreckliche ökonomische Situation zurückzuführen, die wir zwischen 1918 und 1933 gehabt haben. Ich weiß nicht, wie es sein würde, wenn – Gott behüte – das wieder eintreten sollte.« Als außergewöhnliche Symbolfigur jüdischen Neubeginns und zugleich als mahnende jüdische Stimme wird er in Erinnerung bleiben.

Sebastian Braun

Quellen:

Norbert Wollheim: »Wir haben Stellung bezogen«. Interview mit Norbert Wollheim. In: Richard Chaim Schneider: Wir sind da! Die Geschichte der Juden in Deutschland nach 1945 bis heute. Berlin 2000, S. 108–120.

Adresse: Berlin, Bayerisches Viertel

Häuser hüten ihre Geheimnisse – bis jemand kommt und sie ihnen entreißt. Stefan Hertmans (Der Aufgang, 2022) zum Beispiel kauft ein altes Haus in Gent, ohne zu ahnen, dass es einmal einem flämischen SS-Mann gehörte. Michael Batz (Das Haus des Paul Levy, 2022) spürt dem Geheimnis einer zufällig aufgefundenen Klarinette nach und gestaltet geradezu bestürzend detailreich auf fast 600 Seiten die Geschichte des Hamburger Hauses Rothenbaumchaussee 26, ohne das Rätsel, von dem er ausging, lösen zu können.

Nun also Ingke Brodersen. Als sie mit ihrer Familie 1991, schon damals eine singuläre Chance, eine Wohnung in der Berchtesgadener Str. 37 in Berlin bezieht, dauert es noch fünf Jahre bis zum Vermauern der ersten Stolpersteine. Und auch die achtzig Schilder, die im Bayerischen Viertel die antijüdischen Verordnungen in Wort und Bild veranschaulichen (Renata Stih und Frieder Schnock, 1993), gibt es noch nicht. Dennoch fallen ihr Ungereimtheiten auf, die sich zu Ahnungen verdichten, dann zu Gewissheiten werden, die ihrerseits neue Fragen aufwerfen; Fragesätze bestimmen passagenweise den Text. Ingke Brodersen gewinnt Erkenntnisse aus dem Katalog »Orte des Erinnerns« (1995, Namen der Deportierten in Bd. 2), bald liegt vor der Haustür ein Stolperstein für Martha Cohen, vor dem Haus hängt die Tafel zum »Kennzeichnungszwang für jüdische Wohnungen durch den Judenstern 26.3.1942«. Damit ist es klar: Die Autorin lebt in einem »Judenhaus«, Nachmieterin der »Vierundzwanzig, für die das Haus, in dem ich wohne, die letzte Adresse war« (S. 14). Ihre Wohnung gehörte Martha Cohen, Tochter des Komponisten Louis Lewandowski, Ehefrau des Hochschullehrers Hermann Cohen, begabte Pianistin und Besitzerin eines Steinway-Flügels, nun literarisches Leitmotiv, das auch das Buch-Cover ziert. Als das Haus des jüdischen Besitzers zum »Judenhaus« wird, teilt sie die Wohnung mit zwei zwangseingewiesenen Frauen; »Entmietete« werden zuerst »geschachtelt«, dann deportiert und ermordet. 1942 wird Martha Cohen nach Theresienstadt verbracht, wo sie knapp zwei Wochen später stirbt. Ihr gehört der Buchtitel, die Zueignung dem einstigen Hauseigentümer: »Er hatte den Mut und den Eigensinn, sich dem Schicksal zu verweigern, das die Nationalsozialisten ihm aufzwingen wollten.« Rechtsanwalt Siegfried Kurt Jacob erwirbt 1927 das Haus; in Berlin-Schöneberg hatte ab 1900 der jüdische Immobilieninvestor Georg Haberland ein Viertel mit komfortablen Wohnungen errichtet, sehr schnell begehrt von der »arrivierten jüdisch-liberalen Mittelschicht« (S. 63), später von Goebbels hämisch, vielleicht auch neidisch als »Judenparadies« bezeichnet. Hausbesitzer Jacob taucht 1942 unter, um mit der Deportation dem sicheren Tod zu entgehen, seine Frau war 1939 nach England geflohen, der Sohn mit dem Kindertransport ebenfalls dorthin gekommen. Jacob übersteht die NS-Zeit und scheitert an den Entschädigungsverfahren.

So viele Schicksale, so viele Geschichten. Die Autorin lernt den Wert alter Adressbücher kennen, kämpft mit widersprüchlichen Angaben, fügt Rechercheergebnisse wie Mosaiksteinchen zusammen, bis sich die Geschichten erzählen lassen. Die Akten aus den Entschädigungsverfahren geben weitere Aufschlüsse, Angaben zum Wohnungsinventar vermitteln Bilder großbürgerlicher Domizile. So lassen sich Biografien erschließen, beispielhaft für viele andere, Geschichten von Entwürdigung und finanziellem Ruin, von Entrechtung und Verlusten jeglicher Art, der Sicherheit, der Familie, der Heimat, der Freiheit, des Lebens. Zahnarzt Hermann Katz verliert seine Praxis, unterliegt dem Berufsverbot für jüdische Ärzte. Hermann Bratt, von der »Polen-Aktion« betroffen, wird wie Marcel Reich-Ranicki nach Polen abgeschoben, kann nach Italien fliehen, wo ihn Mussolinis Judengesetze ereilen, Anlass, von Deportationszügen und Konzentrationslagern zu berichten. Jedes Einzelschicksal steht im Kontext desaströser Verordnungen und Verfolgungen, die die Historikerin Ingke Brodersen umfassend schildert. »Unverzichtbar dieses Wissen, aber abstrakt und fern bleibt es, solange darauf nicht die unverwechselbare Textur eines Lebens gespannt ist, ein Gesicht erkennbar, eine Stimme hörbar wird. Erst dann begreifen wir.« (S. 16)

So begreifen wir – nur ein Beispiel – die Aufgaben der »Reichsvereinigung der Juden in Deutschland«, lesen von Rabbiner Leo Baeck, der die Kindertransporte nach England initiiert, welche Jacobs

Ingke Brodersen

Lebewohl, Martha.

Die Geschichten der jüdischen Bewohner meines Hauses.

Kanon Verlag Berlin GmbH, 2023

Rezension

Sohn das Leben retten. Und weil die Autorin seit den 1990er Jahren sich um Flüchtlinge bemüht, reichen ihre Erzählungen in die Gegenwart hinein. Senat, zwölfjährig aus Bosnien gekommen, meistert sein neues Leben trotz aller Widrigkeiten erfolgreicher als der kleine jüdische Junge im fremden London, die Familie aus Kabul hingegen zerbricht unter den Bedingungen der neuen Heimat. Durchaus verständlich, denn »das neue Leben ist bestenfalls ein ‚Dazwischen' – zwischen dem verlorenen Gestern und dem ungewissen Morgen« (S. 159).

So wie Ingke Brodersen die hilfesuchenden Migranten als ihre Schutzbefohlenen annahm, so nennt sie auch die vormaligen Bewohner ihres Hauses ihre »Schützlinge«: Mit denen, die anfänglich nur Namen und Zahlen waren, hat sich »eine innere Verbundenheit«, eine Vertrautheit eingestellt (S. 242), sodass sie sie beim Vornamen nennen und ihnen den Abschiedsgruß zurufen darf: »Lebewohl, Martha!« Dass in ihren Ausführungen wissenschaftliche Akribie und (vielleicht auch: weibliche) Feinfühligkeit zusammentreffen, dass die prägnant recherchierende Historikerin sich den emphatischen Blick auf die Menschen bewahrt hat, dass sie dem anfänglich thematisierten Anspruch des »Erzählens«, des Erzählens von »Geschichten« treu geblieben ist, macht den besonderen Charme des Buchs aus. Die Geschichten, die sie erzählt, überschneiden sich, da sie mit den Dargestellten einen Teil ihrer Lebenswelt, die Wohnung, das Haus teilt, auch mit den eigenen. Umgang mit den »Barackenkindern« hat sie gehabt, hat die Ferien in der »Ostzone« verbracht, beim Job in der Buchhandlung die »Erinnerungen« des Generalbauinspektors Speer kennengelernt, zur Vorbereitung ihrer Dissertation mit Marcuse korrespondiert. Allgemeine Ausführungen (schön: über die Bedeutung des Lesens S. 117ff.) fließen ein, Zitate bekannter Autoren, die Attitüde des Erzählens schließt Reflexionen nicht aus. Das ist stimmig, berührend und unterhaltsam, bereichernd und erhellend – und absolut lesenswert. Lediglich mit den Statements des dreijährigen Enkels konnte ich mich nicht so recht anfreunden. Was daran liegen mag, dass ich keine stolze Oma bin.

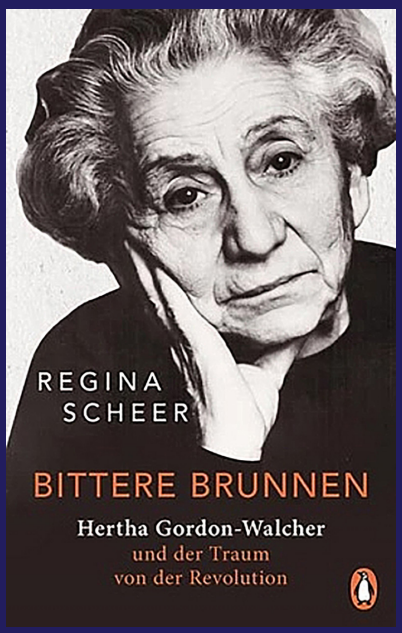
Reinildis Hartmann

Annotation

Jüdisch-kommunistische Ambivalenzen

Regina Scheer hat als Literatin und Sachbuchautorin ein Faible für vermeintlich randständige Themen und Persönlichkeiten und stellt in ihren Büchern immer wieder Mythen in Frage. In ihrem neuen Buch – ausgezeichnet mit dem Preis der Leipziger Buchmesse – schafft sie es, am Beispiel einer kommunistischen »Renegatin« ein ganzes Jahrhundert Arbeiterbewegung zu skizzieren. Sie greift dabei auf eigene Gespräche zurück, die sie als junge Journalistin der 1980er Jahre mit dieser Zeugin führte, ohne bei allem Respekt vor »Tante Hertha« deren Sichtweise unkritisch zu verfallen und ohne die Kontexte zu vernachlässigen. Dass sich diese bis zum Ende der DDR (und darüber hinaus) der kommunistischen Partei (in ihren diversen Erscheinungsformen) verpflichtet sah, obwohl sie und ihr Lebensgefährte immer wieder zu den wegen »Abweichung« oder »falscher Herkunft« Ausgegrenzten gehörten, ist ein Teil ihres Lebensrätsels. Hertha Gordon-Walcher traf Lenin und Stalin, war langjährige Assistentin Clara Zetkins, erlebte und überlebte Untergrundarbeit in Nazi-Deutschland sowie Exile in Moskau, Paris und New York. Dass die Zweifel an »der Partei« nur bis zur Ratlosigkeit gereicht haben, mag uns irritieren – die Erzählerin lässt das empathisch so stehen. Die dramatis personae sind heute zum Teil nur noch Spezialisten bekannt – ein biografischer Anhang schafft aber Abhilfe. Klingt das unübersichtlich? Ja, ist es auch, aber packend erzählt, und trotz aller Exemplarik geeignet, das Auf und Ab einer geschichtlichen Bewegung etwas verständlicher zu machen.

Norbert Reichling



Regina Scheer: Bittere Brunnen.
Hertha Gordon-Walcher und der Traum von der Revolution,
München (Penguin) 2023, 698 Seiten, 30,00 €

Moin, mentsch!

Ein Besuch in der neuen Dauerausstellung im Jüdischen Museum Rendsburg

Blick in die Dauerausstellung des Jüdischen Museums Rendsburg. ©JMW

Grau und wolkenverhangen war es bei der Ankunft in Rendsburg – typisch norddeutsch, möchte man meinen. Umso herzlicher fiel dafür die Begrüßung im Jüdischen Museum Rendsburg aus. Der freundliche Gruß »Moin, mentsch!« steht bereits auf einem Schild vor dem ehemaligen jüdischen Gemeindezentrum, das heute das Museum beherbergt. Allein dieser kurze Satz – eine Mischung aus Plattdeutsch und Jiddisch – macht deutlich, was die Besucher*innen erwartet: Die seit Juni eröffnete neue Dauerausstellung bietet spielerische und interaktive Zugänge zu 400 Jahren jüdischen Lebens in Norddeutschland.

Dabei betonen die Ausstellungsmacher*innen den Facettenreichtum jüdischer Kultur bereits zu Beginn des Rundwegs mit Schlagworten und kurzen Videos: Jüdische Geschichte in Deutschland sei auch, aber bei weitem nicht nur Schoa, und Judentum sei mehr als eine Religion, jüdisches Leben sei bunt und divers. Was hier noch fast wie Thesen im Raum steht, wird in den folgenden Stationen anhand von Objekten, Texten und Videos greifbar.

Der Rundgang führt die Besucher*innen durch die jüdische Geschichte, beginnend im 16. Jahrhundert mit den ersten Niederlassungen im norddeutschen Raum. Es folgt der Kampf um die Emanzipation, dessen Erfolge unter dem NS-Regime und in der Schoa zerstört werden. Die Herausforderungen der Nachkriegszeit werden ebenso verständlich erläutert wie die Zuwanderung aus den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion in den 1990er Jahren. Verschiedene Themenschwerpunkte vermitteln zudem einen Eindruck von jüdischem Leben heute: Kann man in Schleswig-Holstein koscher essen gehen? Welche Rolle spielt der Sportverein Makkabi im alltäglichen Leben? Was macht eigentlich der Zentralrat und gehen Juden*Jüdinnen auf den CSD?

Viele und komplexe Aspekte mit denen sich die Besucher*innen hier auseinandersetzen können. Doch die warmen Farben, Holzverkleidungen und bunten Sitzgelegenheiten laden zum Verweilen ein. Dabei haben die Besucher*innen in der Hand, welche Themen sie intensiver verfolgen möchten. Touchscreens ermöglichen die Auswahl von Audio- und Videodateien, kleine Texttafeln bieten zusätzliche Informationen zu Themen und Personen. Immer wieder verdeutlichen Zitate an den Wänden oder Videointerviews wie viele individuelle Ausprägungen jüdisches Leben annehmen kann. Wer nach dem Besuch der Ausstellung trotzdem noch Fragen hat, kann diese an einer Mitmachstation aufschreiben und in einem Briefkasten hinterlassen. Zum Abschluss des Museumsbesuchs

Blick in die Dauerausstellung des Jüdischen Museums Rendsburg. ©JMW

»400 Jahre jüdisches Leben in Norddeutschland«

Ausstellungstexte in der Dauerausstellung des Jüdischen Museums Rendsburg. ©JMW

gibt es dann noch zwei Highlights: Auch der ehemalige Betsaal sowie die Mikwe können im Zuge des Rundgangs besichtigt werden. So treffen Geschichte und Gegenwart in dieser gelungenen Dauerausstellung unmittelbar aufeinander.

Jede Station spiegelt wider, wie intensiv die Kurator*innen bei den Vorbereitungen mit anderen Institutionen und Personen zusammengearbeitet haben: Mit jüdischen Gemeinden, Inklusionsbeauftragten, jüdischen Studierendenorganisationen, wissenschaftlichen Beiräten und noch vielen anderen Beteiligten. Das Jüdische Museum Rendsburg hat so eine Dauerausstellung geschaffen, die nicht nur die historische Entwicklung jüdischen Lebens in Norddeutschland aufzeigt, sondern auch die Vielfalt und Individualität jüdischen Lebens sowie dessen Anliegen und Herausforderungen in unserer Gesellschaft. Ein Besuch im hohen Norden lohnt sich daher nicht nur, um sich mit einem Fischbrötchen in der Hand ordentlich durchpusten zu lassen, sondern auch um sich im Museum bei spannenden Einblicken wieder aufzuwärmen.

Ayleen Winkler

Jüdisches Leben in Rendsburg

1692: Erlaubnis zur Niederlassung in Rendsburg

1695: Anlegung eines Friedhofs südlich der Stadt

1732: Bau einer Synagoge (keine Spuren erhalten)

1830er: Errichtung einer Talmud-Tora-Schule (bis heute erhalten)

1844/45: Bau einer Synagoge neben der Schule (bis heute erhalten)

1863: Rechtliche Gleichstellung in Holstein

1938: Schändung der Synagoge und Zerstörung des Tora-Schreins, anschließend Zwangsverkauf und Nutzung als Fischräucherei

1942: Die Jüdische Gemeinde ist ausgelöscht

1985: Einrichtung eines Gemeindezentrums in der Synagoge

1988: Gründung des Jüdischen Museums Rendsburg

Familien im Museum. Eine Visite in dänischen Museen im Juni 2023.

Das Jüdische Museum Dänemark
(alle Fotos: A. Mausbach/JMW)

Die Association of European Jewish Museums (AEJM) lud zum Studienbesuch für Mitarbeitende in der Vermittlung Jüdischer Museen (MEST) nach Kopenhagen ein. Im Fokus stand die Frage, wie Museen ein kinder- und familienfreundliches Angebot schaffen können. Insgesamt nahmen 18 Kolleg*innen aus Jüdischen Museen von Trondheim bis Rom an dem dreitägigen Seminar teil. Gastgeber war das Jüdische Museum in Kopenhagen, das mit der neu gestalteten Innenarchitektur von Daniel Libeskind und einer Überarbeitung der Dauerausstellung auch ein neues inhaltliches Konzept vorstellte, das die 400-jährige jüdische Geschichte in Dänemark erzählt. Wir besuchten zahlreiche Museen in und um Kopenhagen. Darüber hinaus fuhren wir die Küstenlinie nördlich von Kopenhagen entlang, die die noch verbliebenen dänischen Juden*Jüdinnen als Fluchtweg nach Schweden nutzten. Insgesamt konnten mit Hilfe dieser organisierten Fluchten über 7.700 Juden*Jüdinnen bis Ende Oktober 1943 gerettet werden.

Im Jüdischen Museum

Die Zugänge zu Familien und Kindern in Museen hängen von den Geschichten ab, die sie erzählen und ausstellen. Das Maritim Museum in Helsingør entwickelte eine Abteilung für Kinder, die vor allem auf körperliche Bewegung der jungen Besucher*innen abzielt. Der Ansatz: konzipiert für Kinder, die nicht stillsitzen. Dementsprechend gibt es viele Möglichkeiten zum Klettern, Toben und Eintauchen in das Leben der Seefahrt. Anders verhält es sich im Louisiana Museum of Modern Art in Humlebæk. Auf drei Ebenen werden Kinder mit oder ohne Anleitung kreativ: Malen, Zeichnen, mit Legosteinen bauen oder Skulpturen töpfern, während die Eltern entweder mithelfen oder einen Kaffee genießen. Die Umgebung der Villa wird ebenfalls in die kinderfreundliche Konzeption eingebunden: ein Zelt im Garten lädt zum Lunch oder Kreativsein ein.

Im Maritim-Museum

Einen anderen Ansatz verfolgen das Historische Arbeitermuseum in Kopenhagen und das Hans Christian-Andersen-Haus in Odense. Das Arbeitermuseum richtete im Erdgeschoss ein Kindermuseum ein, das einen rekonstruierten, inszenierten Nachbau einer Einkaufsstraße mit Geschäften, einer Arbeiterwohnung

Im »Historischen Arbeitermuseum« Kopenhagen

inkl. Hinterhof aus den 1930er Jahren abbildet. Bei diesem erlebnisorientierten Konzept überraschte der Minimalismus. Eine Kehrschaufel und ein kleiner Haufen Schutt sowie eine Sackkarre und eine originalgetreue Latrine laden die Kinder zum Spielen ein. In Odense konzipierte man einen Raum für Kinder, der ebenfalls kleine Geschäfte für Rollenspiele beherbergt aber – anders als im historischen Arbeitermuseum – als Märchenland angelegt ist. Mit fantastischen Lichtinstallationen, kleinen Geschäften, die mit gehäkeltem Zubehör ausgestattet sind und Fantasiekostümen tauchen Kinder in eine sagenhafte Welt ein, wie in Andersens Märchen. Wir besuchten darüber hinaus das Nationalmuseum, das auch ein eigenes Kindermuseum und eine interaktive Ausstellung zum Thema Geld beherbergt. Aber vor allem sind die von Kindern konzipierte Ausstellung zu Albträumen und die kleinen, integrierten Funktionen in der Dauerausstellung im Gedächtnis geblieben, wie zum Beispiel der »Boring Button«, der via Lichtinstallationen einige Objekte zum Leben erweckt.

In einem Online-Treffen nach der Fahrt stellten zwei Jüdische Museen ihr Angebot für Familien und Kinder vor. Das Jüdische Museum Amsterdam präsentierte sein Kindermuseum, das im Inneren dem »gewöhnlichen« Haushalt einer jüdischen Familie nachempfunden ist. Die Kinderabteilung im Museum für die polnischen Juden POLIN in Warschau trägt den Titel eines Kinderbuchs: King Matt´s family education area – angelehnt an die Geschichte »König Macius der Erste« von Janusz Korczak. Wir haben zwei ganz unterschiedliche Zugänge kennengelernt, denen die Vermittlung über jüdische Kultur und Traditionen gemein ist.

Die Museumsmitarbeitenden vor Ort stellten uns das jeweilige Konzept für Familien und Kinder vor. Wie anschlussfähig sind die Ansätze anderer, nichtjüdischer Museen für uns im JMW? Grundsätzlich herrschte mit den Kolleg*innen vor Ort Konsens darüber, eine Wohlfühl-Atmosphäre zu schaffen und Familien zum Verweilen einzuladen. Außerdem sollte ein niedrigschwelliger Zugang zu den ausgestellten Inhalten gegeben sein. Diesen Ansprüchen können wir im Dorstener Jüdischen Museum z.B. mittels jüdischer Feiertage und Geschichten aus der Tora gerecht werden. Auch kreative Angebote stellen keine Hürde dar, man denke an die Lego-Chanukkia in unserer Dauerausstellung. Wir waren alle sehr beeindruckt und inspiriert von den Ideen der dänischen Museen. Es gibt also noch viel in diese Richtung zu tun. Bleiben Sie gespannt!

Anja Mausbach

Im Nationalmuseum

Der »Boring Button« im Kindermuseum des Nationalmuseums

Blick ins Unbekannte

»Ein anderes Land. Jüdisch in der DDR« im Jüdischen Museum Berlin

Blick in den ersten Ausstellungsraum

An der Wand das Gedicht des rebellischen Autors Thomas Brasch »Was ich habe, will ich nicht verlieren« mit seinen gegensätzlichen Sehnsüchten und innerer Zerrissenheit. Dazu Fotos aus privatem Besitz, aber ohne jegliche personelle oder chronologische Verortung. Im Hintergrund die Kinderhymne von Bert Brecht, vertont und gesungen von Hanns Eisler. Bereits im ersten Ausstellungsraum wird signalisiert: Hier geht es in erster Linie um diverse und auch widersprüchliche Alltagserfahrungen von Personen, Familien, Gruppen in einem Land, das vor allem in den Anfängen auch für viele Juden*Jüdinnen das Versprechen barg, ein anderes, besseres Deutschland zu werden.

Die Ausstellung ist thematisch gegliedert, allerdings gibt es darin auch einen erkennbaren chronologischen Rahmen von der unmittelbaren Nachkriegszeit zur heutigen Gedenkkultur. Die Räume sind Themen wie »Ostberlin«, »Gemeinden« aber auch »Film und Fernsehen« und »Staatsfragen« gewidmet. Pro Raum kann man meist zwei Interviewpassagen von Zeitzeug*innen über das Thema anhören und sich dazu von ihnen und weiteren Personen ausgeliehene Exponate anschauen. Dazu gehören sehr bewegende Dokumente, etwa die Briefe von Alice Löwenthal, die sie während des Kriegs im Versteck an ihren Ehemann in der Deportation schrieb. Weil sie sie nirgendwo hinschicken konnte, wurden sie zu einer Art Tagebuch. Oder ein Mini-Schachspiel, welches Willi Löhr gehörte, neben einem Artikel mit dem Bild des 11-jährigen Buben aus den späten 1940er Jahren. Seine Mutter war im Konzentrationslager ermordet worden, und darum wohnte er nun mit seinem Bruder in einem Heim für Kinder und alte Menschen in Berlin-Niederschönhausen.

Fotos vom jüdischen Ferienlager an der Ostsee, in Uckermünde, Glowe und Boltenhagen, und selbstgebastelte Fähnchen für die Simchat Tora-Feiern in der Synagoge Rykestraße in Berlin hingegen sind mit glücklicheren Erinnerungen verbunden und weisen auf ein, wenn auch eingeschränktes jüdisches Gemeindeleben hin. Davon zeugen auch ein Messer und ein Stempel der einzigen koscheren Fleischerei im Land, die der Schächter Károly Timár in den 1980er Jahren jede Woche aus dem ungarischen Pécs wöchentlich in Berlin besuchte, um die Versorgung mit koscherem Fleisch sicherzustellen. Die Metzgerei verkaufte ihre Ware nebst den wenigen orthodo-

Tusche-Zeichnungen von Lea Grundig, 1940er Jahre

Menorah aus dem Jüdischen Kulturverein, 1975-1989

xen Juden*Jüdinnen vor allem an die Botschaften muslimischer Länder.

Dass für die Remigrant*innen, die nach der Schoa ganz bewusst in den Osten gingen, um eine bessere Welt aufzubauen, eine jüdische Lebensführung oder ein jüdisches Bewusstsein kein Thema war, wird in einzelnen Erzählungen auch diskutiert, ebenso wie die Umstände, unter denen sie politisiert wurden. Das farbige Tuch der III. Weltfestspiele der Jugend und Studenten 1951 gehörte Salomea Genin, die als Kind 1939 mit den Eltern nach Melbourne ausgewandert war und von dort als überzeugte Kommunistin nach Berlin zu ebendiesen Spielen reiste – ein Schlüsselerlebnis. In den 1960er Jahren durfte sie endlich in die DDR einreisen. In den 1980er Jahren folgte ein weiterer Umbruch. Sie wurde zur Systemkritikerin und machte ihre frühere Spitzeltätigkeit für die Stasi öffentlich.

Reaktionen auf antisemitische Repressalien und die israelfeindliche Haltung des Staates sowie von jüdischen Gruppen und Gemeinden organisierte Gedenkveranstaltungen für die Opfer der Schoa werden auch anhand von wenigen offiziellen Dokumenten und Fotos thematisiert. Die Beschriftung der Vitrinen mit den Namen der Leihgeber*innen weist jedoch deutlich auf den mehrheitlich persönlichen und individuellen Zugang zum Thema hin. Unter den Personen, deren Erfahrungen wir kennenlernen können, finden sich auch prominente Künstler*innen wie die Autor*innen Thomas Brasch, Anna Seghers oder die Künstlerin Lea Grundig.

Wer einen Überblick oder eine strikte Chronologie erwartet, der*die wird mit dieser Ausstellung nicht glücklich werden und sollte sich lieber eines der in den letzten Jahren erschienenen Bücher zum Thema besorgen. Allerdings machen die Kuratorinnen dies im Katalog (und in leicht verkürzter Version in der ersten Texttafel) klar: »Die Ausstellung […] beansprucht nicht, einen vollständigen Überblick über die jüdischen Erfahrungen in Ostdeutschland zu geben. Sie versteht sich als ein unvollständiges Mosaik, als Auftakt zu einem Gespräch

Selbstgemachte Fähnchen für »Simchat Torah«, 1950er-1960er Jahre

Jüdischer Kindergarten, Still in der Audio- und Videoinstallation »Neuland« von Yael Reuveny (2023)

über alte und neue Selbstverständnisse, sich wandelnde Deutungen und die Vielstimmigkeit des Erinnerns.«

Und das löst sie auch ein, in Lebensberichten, Dokumenten, Fotos und Erinnerungsgegenständen sowie in Kunstwerken. Dass die Ausstellung so viel Persönliches zeigt, ist sicher auch dem Aufruf geschuldet, den das Jüdische Museum Berlin gestartet hatte, denn es hatte davor nicht explizit ostdeutsche Geschichte(n) gesammelt. Das wird sich durch diese Ausstellung verändert haben.

Schön sind auch die Videoinstallation von Yael Reuveny in jedem Raum, welche ihre Interviews ergänzen. Darin begibt sie sich auf die Suche nach den Spuren jüdischen Lebens in Ostberlin in Geschichte und Gegenwart. Eine weitere spannende Entdeckung ist Lisa Schoß‘ Collage aus Kino- und Fernsehfilmen, die sich mit jüdischer Erfahrung in der DDR befassen. Wer hätte geahnt, dass es da so viel zu entdecken gibt?

Die Ausstellung öffnete mir die Augen für einen Teil DDR-Geschichte, über den ich ehrlicherweise so gut wie nichts wusste. Ich bin überzeugt, dass sie auch für Besucher*innen mit wenig spezifischem Interesse an jüdischer Geschichte spannend ist, denn sie gibt Einblick in den Alltag in einem »anderen Land«.

Kathrin Pieren

Jüdisches Museum Berlin

Täglich geöffnet, 10:00–19:00 Uhr

Tickets für die Sonderausstellung kosten 8 € (ermäßigt 3 €).

Der Eintritt in die Dauerausstellung ist frei.

Die Ausstellung läuft noch bis zum 14. Januar 2024

Israel

Das Land Israel wurde im Mai 1948 gegründet. Das war vor 75 Jahren. Es ist also ein sehr junges Land. Aber die Geschichte reicht schon viel weiter zurück. Das Gebiet des heutigen Israels gilt als Ursprungsregion des Judentums. Auch für das Christentum und den Islam ist das Land sehr wichtig. Sie sehen dort ebenfalls die Wurzeln ihrer Religion. Es leben ca. 8 Millionen Menschen mit verschiedenen Religionen und Kulturen in Israel.

Das Land liegt am Mittelmeer. Es ist ungefähr so groß wie das Bundesland Hessen. Es ist also ein sehr kleines Land, aber es gibt sehr viel unterschiedliche Landschaften: Berge mit Schnee, die Wüste, das Tote Meer. Die größte Stadt ist Jerusalem. Dort sitzt auch die israelische Regierung.

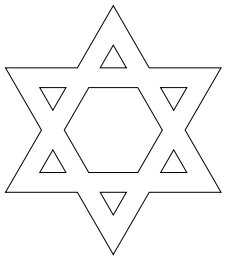
Die Gründung des Staates vor 75 Jahren war eine Reaktion auf den Nationalsozialismus und die Schoa. Die Weltorganisation UNO hatte beschlossen, dass Juden*Jüdinnen aus der ganzen Welt ein eigenes Land haben sollten. Sie sollten im Staat Israel frei und sicher leben können. Nach israelischem Gesetz hat jede*r Jude*Jüdin auf der Welt das Recht, nach Israel zu kommen und dort zu leben.

Aber als der Staat Israel gegründet wurde, gab es ein Problem: Seit vielen, vielen Jahren lebten dort Araber*innen, auch Palästinenser*innen genannt. Sie wollten ihr Land nicht teilen, weil sie dort zuhause waren. Bis heute gibt es deshalb zwischen Juden*Jüdinnen und den Palästinenser*innen in der Region viel Streit und Gewalt. Immer wieder wird von verschiedenen Seiten versucht, einen Frieden herbeizuführen.

Kurz vor Erscheinen dieses Artikels wurde Israel von Mitgliedern der Hamas, einer Terrororganisation, aus dem benachbarten Gazastreifen angegriffen. Israel verteidigt sich und es gibt einen schlimmen Krieg zwischen den Hamas-Anhängern und israelischen Soldaten. Darunter leidet auf beiden Seiten die Bevölkerung, und Familien, Freunde, Freundinnen müssen um Angehörige trauern.

Wusstest du, dass diese Menora vor dem Parlament in Jerusalem, auf der die Geschichte des jüdischen Volkes in Bildern erzählt wird, von Benno Elkan aus Dortmund ist? Die ganze Lebensgeschichte von Benno Elkan findest du im Jüdischen Museum.

Die Menora vor dem israelischen Parlament

Pictogramme: freepik.com

Dies ist die Flagge von Israel. Male sie aus.